



Open Access Repository
www.ssoar.info

Flüchtige Begegnungen - Ausweichinteraktionen - Konflikte: Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag stadtgeseftlicher Diversität

Hüttermann, Jörg

Veröffentlichungsversion / Published Version

Gutachten / expert report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hüttermann, J. (2017). *Flüchtige Begegnungen - Ausweichinteraktionen - Konflikte: Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag stadtgeseftlicher Diversität*. (FGW-Studie Integrierende Stadtentwicklung, 3). Düsseldorf: Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e.V. (FGW).
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-67634-1>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>



Jörg Hüttermann

Flüchtige Begegnungen – Ausweichinteraktionen – Konflikte

Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag stadtgeseilschaftlicher Diversität

Herausgeber



FGW – Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung e.V.
Kronenstraße 62
40217 Düsseldorf

Telefon: 0211 99450080
E-Mail: info@fgw-nrw.de
www.fgw-nrw.de

Geschäftsführendes Vorstandsmitglied

Prof. Dr. Dirk Messner

Themenbereich

Integrierende Stadtentwicklung

Themenverantwortliches Vorstandsmitglied

Prof. Dr. Heike Herrmann

Förderung

Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen

ISSN

2512-4749

Erscheinungsdatum

Düsseldorf, November 2017

Flüchtige Begegnungen – Ausweichinteraktionen – Konflikte

Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag stadtgesellschaftlicher Diversität

Auf einen Blick

- Das alltägliche Zusammenleben im urbanen Raum ist geprägt von flüchtigen Begegnungen und Ausweichinteraktionen, die Ungleichheit und Machthierarchien nicht nur widerspiegeln, sondern erst hervorbringen.
- Dies trifft insbesondere auf Städte und Stadträume zu, die durch Diversität und Zuwanderung gekennzeichnet sind.
- Durch ethnographische Analysen sowie theoretisch-konzeptionelle Überlegungen zu Ausweichinteraktionen und Konflikten in Einwanderungsstädten möchte die vorliegende Expertise den Blick für den Zusammenhang von Alltagsinteraktion und Machtdynamiken schärfen.
- Wenn Stadtbewohner_innen die Muster und die Tragweite urbaner Alltagsinteraktionen erkennen, können sie die Qualität des Zusammenlebens der sozialen Gruppen der Einwanderungsstadt bewusster und effizienter verändern.

Abstracts

Flüchtige Begegnungen – Ausweichinteraktionen – Konflikte. Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag städtgesellschaftlicher Diversität

Der Autor wirbt dafür, das urbane Intergruppenleben aus einer Bottom-up-Perspektive zu betrachten. Zunächst unterzieht er dazu zwei aktuelle Trends der Stadtforschung einer kritischen Würdigung: Ein Trend betrifft Sozialwissenschaftler_innen, die behaupten, alltäglich erlebbare Intergruppen-Hierarchien lösten sich durch gegenwärtige Formen sozialen Wandels in radikale Indifferenz auf. Der andere Trend besteht darin, urbane Diversität und städtisches Intergruppenleben aus der Vogelperspektive zu betrachten und empirische Evidenzen teleologischen Argumenten unterzuordnen. Um diese wissenschaftlichen Fehlentwicklungen zu vermeiden, entfaltet der Autor einen Ansatz, der sowohl die Effekte und Nebeneffekte von Alltagsinteraktionen als auch Konflikte und ihre Auswirkungen auf urbane Intergruppenbeziehungen adressiert. Eine solche *Figurationssoziologische Konfliktanalyse* basiert auf der Erforschung von Interaktionen situativer Hierarchiebildung. Nähme man diese Perspektive ernst, so würden Interaktionsprozesse sichtbar, die urbane Machtbalancen und Beziehungen zwischen migrationsbezogenen Gruppen bestimmen und Intergruppenkonflikte eskalieren lassen.

Schlagworte: Diversität, Migration, Konflikt, Stadt, Alltag, Intergruppenbeziehungen, Hierarchie, Ethnographie, Soziologie, Sozialanthropologie

Fleeting Encounters – Interactions of avoidance – Conflicts. Expertise for Research on Power Dynamics and Intergroup Relations in Urban Contexts of Lived Diversity

In the present expertise a bottom-up perspective on urban intergroup life is displayed. At the outset the author critically reviews two research trends. One trend is concerned with demonstrating that former patterns of (experiencing) power relations in urban life dissolve into fluidity and indifference. The other looks at urban intergroup life from a top down perspective and substitutes empirical evidence by teleological arguments. The author proposes, instead, to focus on the effects and side-effects of casual interactions, on interactions of avoidance as well as on spontaneous and social regulated conflicts and their impact on urban intergroup relations. Such a *Figurational Conflict Analysis* essentially addresses any interaction that reproduces or changes power-structures of intergroup-life in the context of lived diversity in urban spaces. This perspective allows shedding light on intergroup processes that shift local power relations or even lead to open conflict among (migration-related) groups.

Keywords: Diversity, Migration, Conflict, City, Everyday life, Intergroup Relations, Hierarchy, Ethnography, Sociology, Social Anthropology

Inhalt

1	Einleitung	1
2	Flüchtige soziale Tatbestände in Gesellschaft und Stadtforschung	6
2.1	Das Problem des Flüchtigen	6
2.2	Flüchtige Begegnungen in der Stadtforschung	9
3	Schrumpfende Begegnungsräume?	16
4	Funktionen und Folgen urbaner Ausweichinteraktionen	25
4.1	Ausweichinteraktionen als flüchtige Begegnungen	26
4.2	Ausweichinteraktionen – korporativ und korporeal	31
4.3	Ausweichinteraktion in der korporealen Stadtgesellschaft	38
4.4	Ausweichinteraktionen in der korporativen Stadtgesellschaft	43
5	Funktionen und Folgen urbaner Konflikte	48
5.1	Konflikte der korporealen Stadtgesellschaft	53
5.2	Konflikte der korporativen Stadtgesellschaft	59
6	Interaktionen in Zwischenräumen	72
7	Reclaiming Space	79
	Literatur	85

1 Einleitung

Der soziale Wandel einer modernen, von Migration geprägten Stadtgesellschaft wird weder allein durch äußere Faktoren vorangetrieben, noch folgt er exklusiv dem Takt großer Ereignisse, politisch-administrativer Maßnahmen oder der Verabschiedung von Gesetzen und kommunalen Leitbildern. Er folgt vielmehr auch einer Soziologik, die sich auf den Alltagsarenen von Interaktion und Intergruppendynamik entfaltet. Sowohl unauffällige, anonyme, spontan und still verlaufende Interaktionen als auch alltägliche sowie außeralltägliche Konflikte der Stadtgesellschaft wirken auf diese selbst zurück und verändern das Beziehungsgeflecht der Beteiligten.

Diese Interaktionen in urbanen Räumen solcher Stadtgesellschaften zu identifizieren, sie in ihrem Verläufen und Effekten zu beschreiben und zu erklären, ist nicht nur eine Herausforderung für die Stadtforschung, sondern auch für Stadtbewohner_innen selbst. In der nachstehenden Expertise arbeitet der Autor Konzepte und Ansatzpunkte heraus, die Forschung und Praxis dazu dienen mögen, mit etwas anderen Augen auf das urbane Leben in Einwanderungsgesellschaften zu schauen. Es geht darum, eine Optik zu entwerfen, mit deren Hilfe es gelingen kann, aus dem Dickicht des urbanen Alltagshandelns und der Unübersichtlichkeit lokaler Konfliktepisoden Grundmuster des wenig erforschten und zumeist unauffällig verlaufenden sozialen Wandels urbaner Intergruppenbeziehungen herauszuarbeiten. Das zentrale Ziel der Expertise ist es, eine Blickweise zu begründen, auf deren Grundlage diejenigen, die an urbanen Kontexten migrationsbedingter Diversität interessiert sind, dahin gelangen können, die in den Alltag stadtdgesellschaftlicher Interaktion eingebetteten Machtdynamiken und Machtbalancen im Verhältnis lokaler Gruppen und Akteur_innen zu erkennen und zu verstehen.

Dieses Anliegen korrespondiert mit einer Einsicht, die der französische Philosoph und Stadtforscher Michel de Certeau in den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts formuliert hat – nämlich der, dass die Strukturen des urbanen Lebens bis zu einem bestimmten Grad der „[...] Effekt sukzessiver Begegnungen und Ereignisse sind, die sich gewissermaßen zum Wappenschild der daran Beteiligten zusammenfügen und das urbane Leben permanent verändern“ (de Certeau 1988, S. 101). De Certeau hat sein Erkenntnisprogramm einer ‚Stadtforschung von unten‘ nur sehr bruchstückhaft entfaltet. Der Autor nimmt dies zum Anlass, dieses Vorhaben hier erneut in Angriff zu nehmen.

Bevor dies geschehen kann, sind zwei zentrale Begriffe zu erläutern, mit denen die vorliegende Expertise arbeitet – nämlich a) *Stadtgesellschaft* und b) *Machtbalance*.

a) *Stadtgesellschaft*

Viele Grundbegriffe der Soziologie sind bis heute nicht abschließend geklärt. Selbst der Gesellschaftsbegriff wird in immer neuen Variationen neu erfunden (Risikogesellschaft, postindustrielle Gesellschaft, Erlebnisgesellschaft, Multioptionsgesellschaft, Weltgesellschaft etc.). Was für

den Gesellschaftsbegriff und die Soziologie zutrifft, das gilt auch für Begriffe wie *Stadt*, *Stadtgesellschaft* und *Urban Society*. Selbst Werke, die *Stadt* (vgl. etwa Schabert 1991, S. 170), *Stadtgesellschaft* (vgl. Mönninger 1999) respektive *Urban Society* (vgl. Gist/Halbert 1948)¹ im Titel führen, geben keine hinreichende Definition derselben.

Aus dieser Not macht die moderne Soziologie die Tugend, solche Begriffe mit Bezug auf das jeweilige Erkenntnisinteresse und den jeweils in Frage stehenden Erkenntnisgegenstand neu zu justieren. Dieses pragmatische Vorgehen beruht auf einer gleichermaßen abgeklärten wie aufgeklärten, aber selten offen bekannten Resignation der einschlägig Forschenden. Eine Ausnahme stellt hier Peter Marcuse dar. Er verabschiedet sich in geradezu entwaffnender Freimütigkeit von dem längst überholten Projekt, die Stadt auf nur einen abschließenden, allumfassenden Begriff bringen zu wollen (vgl. Marcuse 2006, S. 201-215). Um den Abschied vom Letztbegriff zu rechtfertigen, diskutiert Marcuse zunächst eine Vielzahl von Stadtbegriffen, die für eine eben solche Vielzahl politischer Implikationen stehen. Marcuse zeigt, dass diese Stadtbegriffe, obschon sie danach streben, für das Ganze (der Stadt) genommen zu werden, nur jeweils einen von vielen Teilaspekten abdecken.

Vor diesem Hintergrund sei eines gleich zugestanden: Auch die der vorliegenden Expertise zugrunde liegende Definition dessen, was Stadtgesellschaft ist, deckt nur einen ihrer Teilaspekte ab. Mit der hier und nachfolgend verwendeten Definition ist also ausdrücklich nicht der Anspruch verbunden, das Wesentliche der Stadt zu erfassen. Eher schon geht es um den Anspruch, dass Wissenschaftler_innen mit konzeptionellen Standortfestlegungen es dem bzw. der Leser_in bzw. ermöglichen sollten, nachzuvollziehen, was der Analysierende aufgrund seiner Herangehensweise erkennen kann und was er im Hintergrund belässt. Denn merke: Nur Engel haben keine blinden Flecken – als körperlose Wesen haben sie allerdings auch keine Perspektive. Ob die hier favorisierte Definition und die mit ihr gegebene Perspektive die Stadtforschung voranbringen, wird anhand der durch sie ermöglichten Erkenntnisse und Anschlüsse zu beurteilen sein.

¹ Alte Unterscheidungen – etwa zwischen *rural* und *urban* (vgl. Gist/Halbert 1948, S. 3-6) –, die einen objektiven, euklidischen Raumbegriff implizieren und ehemals definitorische Bedeutung für die *Urban Society* hatten, erscheinen heute im Angesicht von Globalisierung und „urban sprawl“ (z. B. Ipsen 2003, S. 542) als überholt. Dieter Läßle schlägt daher vor, einen qualitativen, phänomenologischen Raumbegriff zu verwenden, und Ipsen propagiert gar, die Verwendung des Stadtbegriffs ganz in Frage zu stellen und stattdessen eine übergreifende ‚Soziologie des Raumes‘ zu entwickeln (vgl. Läßle 1991; Ipsen 2003, S. 543).

Definition

Stadtgesellschaften bestehen aus mal konflikthaften und mal kooperativen – mitunter durch längere Interdependenzketten oder auch durch Nebeneffekte verbundenen – Handlungen, mit denen die lokalen Akteur_innen (Individuen, Gruppen oder Organisationen) sich nicht bloß schlechthin auf ein Alter Ego, sondern insbesondere auf ein Alter Ego in einem beiläufig oder explizit vorgestellten gemeinsam geteilten urbanen Raum beziehen. Die Vorstellung vom lokalen Raum nimmt dabei u. a. auch Bezug auf die bebauten oder natürlichen Oberflächen der Stadtgeographie, der Architektur, der Infrastruktur etc., sie bildet diese aber nicht eins zu eins ab. Die Strukturen der Stadtgesellschaft – etwa ihre sozialen Räume, ihre in Alltagsroutinen eingelassenen Grenzregime, ihre moralischen Ordnungen, ihre Intergruppenhierarchien und schließlich auch ihr Wandel – sind Artefakte sozialer Interaktion.

b) *Machtbalance*

Ein zentrales Thema der Expertise sind Machtbalancen im Alltag urbaner Diversität. Konkret geht es dabei um Machtbeziehungen im Verhältnis zwischen Individuen, Gruppen, Organisationen und Institutionen. Dass auf Norbert Elias zurückgehende Konzept der *Machtbalance*² soll zum Ausdruck bringen, dass Macht in Gesellschaft und Stadtgesellschaft nicht als Ding oder als quasi-gegenständliche Ressource vorliegt, sondern nur als mehr oder weniger variables Verhältnis vorkommt. Nur in extremen Ausnahmesituationen mündet Macht in völlige Über- oder Unterordnung. Vielmehr gibt es, wie insbesondere Goffman gezeigt hat (vgl. nachstehendes Kapitel), meist auch Momente und Gelegenheiten (z. B. in subversiven Momenten des Humors), in denen auch die stabilste Macht in Frage steht.

Der Begriff der Machtbalance verweist begriffsgeschichtlich auf zwei grundsätzlich verschiedene Bedeutungen von Macht, die seit der Antike kommuniziert werden (vgl. Faber 1982). Macht als *Krátos* (oder *Potestas*) zielt auf den engeren Kontext politischer Herrschaftssysteme; Macht als *Dynamis* (oder *Potentia*) meint dagegen allumfassende Kräfte, unter Einbeziehung von Widerständen bzw. Gegenkräften. Macht im Sinne von *Dynamis* adressiert gewissermaßen Kraftfelder, die in der inneren und äußeren Natur des Menschen und in allen seinen Beziehungen zu anderen Menschen wirken. Dass Soziologen wie Norbert Elias und – an dieses Vorbild anschließend – auch der Autor dieser Expertise die Dynamisseite der Macht voranstellen, ist keineswegs üblich. Anders etwa als in der frankophonen Soziologie wird Macht in der deutschen wie auch in der angelsächsischen Soziologie überwiegend in Analogie zu politischer Macht gedacht. Die Ausblendung der Dynamiskomponente von Macht in der deutschen Soziologie geht nicht zuletzt auf

² Soweit der Autor sieht, hat Elias sein Konzept der Machtbalance nie wirklich definiert. Man muss es gewissermaßen aus seinem Gesamtwerk destillieren.

Max Weber zurück. Denn dieser identifizierte Macht bekanntlich schon grundbegrifflich mit Herrschaft. Weber verwarf ausdrücklich die Dynamiskomponente der Macht, weil ihm ein entsprechend weit zu fassender Machtbegriff zu unpräzise vorkam (vgl. Weber 1980, 28). In der auf Weber folgenden und sich bei ihm rückversichernden (stadt-)soziologischen Analyse ist daher eine Vielfalt flüchtig aufscheinender und alltäglich vorkommender, aber nichtsdestoweniger folgeschwerer Machtprozesse ausgeblendet worden. Wer diese Prozesse jedoch ignoriert, kann stadtdgesellschaftlichen Wandel nicht begreifen.

Gliederung der Expertise

Die Expertise legt auf ihrem Weg zum beschriebenen Erkenntnisziel sechs Etappen zurück, denen die nachstehend zusammengefassten Kapitel entsprechen:

- (1) Ausgehend von der Erfahrung und der im weiteren Gang der Expertise vertieften Einsicht, dass selbst ganz unscheinbar und beiläufig erscheinende Interaktionen ihren Beitrag zur Soziogenese und Wandel alltagsweltlich eingebetteter Machtbalancen der Stadtdgesellschaft leisten, widmet sich das erste Kapitel dem Problem des Flüchtigen. Es zeigt, dass die Natur des Flüchtigen eine soziale ist und das Flüchtige in genau dem Moment aufscheint, in dem man es im Prozess wissenschaftlicher Erkenntnis oder im Bemühen um Ordnungserhalt dingfest machen möchte. Es wird angemerkt, dass etwa die Stadtsoziologie das Problem des Flüchtigen u. a. durch seine Banalisierung umgehen wollte.
- (2) Das anschließende Kapitel befasst sich mit einer Entwicklung, die dafür mitverantwortlich ist, dass mikrosoziale Praktiken und Dynamiken speziell in der soziologischen Stadtdforschung häufig umgangen worden sind. Im Zuge zutiefst teleologisch ansetzender Diskurse über Modernisierung und Globalisierung ist die Stadtdforschung so sehr epistemologisch enträumlicht worden, dass die lebensweltliche und lebensräumliche Dimension von Stadtdgesellschaft gewissermaßen zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft ist.
- (3) Im nächsten Kapitel richtet der Autor schließlich sein Augenmerk auf das Phänomen urbaner Ausweichinteraktionen. Diese meist sehr flüchtig ablaufenden, mitunter aber auch sehr manifesten Interaktionen sind für die Herausbildung urbaner Intergruppenbeziehungen von größerer Bedeutung, als ihre weitgehende Nichtbeachtung von Seiten der Stadtdforschung vermuten ließe. Der Autor widmet der Rekonstruktion der Soziologik urbaner Ausweichinteraktionen, ihrer lokalen Arenen und Nebeneffekte großen Raum, um für ihre Erforschung zu werben.
- (4) Das nun folgende Kapitel befasst sich mit urbanen Konflikten, die in der Regel durch mehr oder weniger manifeste Richtungswechsel in der Ausweichinteraktion bzw. Ausweichnavigation vorbereitet werden. Denn im Zuge alltäglicher Ausweichinteraktionen werden lebensweltliche Hierarchien verschoben und verändert, an denen sich schließlich auch stadtdgesellschaftliche Intergruppenkonflikte entzünden können. Der Autor zeigt, dass und

wie solche Konflikte ihrerseits wieder auf die stadtgesellschaftlichen Machtbalancen zurückwirken.

- (5) Das nun folgende Kapitel setzt ein, nachdem deutlich geworden ist, dass mehr oder weniger flüchtige, aber dennoch machtwirksame Konflikt- und Ausweichinteraktionen sich auf den unterschiedlichsten Bühnen und hinter den unterschiedlichsten Kulissen der Stadtgesellschaft ereignen. Der Autor zeigt hier, dass sich speziell Zwischenräume, Übergangsräume und Passagen dazu eignen, alltagsweltliche Intergruppenhierarchien und ihren Wandel zu detektieren und entsprechend aufschlussreiche Daten zu erheben.
- (6) Im sechsten Kapitel geht es darum, zu zeigen, wie der hier favorisierte macht- und raumsensible Ansatz, die Funktionen und Folgen urbaner Interaktionen zu erforschen, forschungspragmatisch umzusetzen ist. Der Autor schlägt vor, Stadtgesellschaften zu erkunden, indem man mehrere ihrer Interaktionsfelder vergleichend betrachtet und dabei auf Homologien und Divergenzen der feldspezifischen Intergruppenbeziehungen fokussiert. Wenn man die dabei ermittelten feldspezifischen Muster gewissermaßen übereinanderlegt, zeigen sich, so die Erwartung, die charakteristischen stadtgesellschaftlichen Machtstrukturen und Machtdynamiken. Zum Abschluss weist der Autor auf neuere Entwicklungen in und außerhalb der Stadtforschung hin, mit denen der im Rahmen der Expertise begründete Ansatz einer figurationssoziologischen Konfliktanalyse der Stadtgesellschaft korrespondiert.

2 Flüchtige soziale Tatbestände in Gesellschaft und Stadtforschung

2.1 Das Problem des Flüchtigen

Das Flüchtige ist schillernd und zudem von zweifelhaftem Ruf. Bereits in seiner Gegenwart ist sein Vergehen und in seiner Abwesenheit sein baldiges Hervortreten angezeigt. Seine Ursprünge und Konturen liegen im Dunkeln und seine Auswirkungen sind mal gefürchtet und mal ersehnt. Man wirft ihm vor, unbeständig zu sein, sich nicht dingfest machen zu lassen. Weder sein Erscheinen noch sein Entschwinden sind einfach berechenbar, geschweige denn messbar. Es wird beschuldigt, sich der Kontrolle zu entziehen oder sich nicht in bestehende Strukturen zu fügen. Mitunter klagt man es auch an, bewährte Verhältnisse anzugreifen oder gar zu gefährden. Andererseits setzen Menschen ihre ganze Hoffnung gerade auf das, was sich der begrifflichen Wahrnehmung und der wissenschaftlichen Rationalität entzieht; sie verfolgen seine Spuren unter anderem in der Ästhetik, der Kunst, in der Romantik oder in der religiösen Erfahrung.

Zum schillernden Charakter des Flüchtigen trägt bei, dass es nur relational zu denken ist: Denn als flüchtig erscheint vor allem das, was sich unseren Herrschaftsansprüchen, Definitionen, Begriffen und Zwecksetzungen nicht fügt oder nicht genügt – mithin das, was sich weder praktisch noch konzeptionell dingfest machen lässt. Das Schillernde des Flüchtigen beruht zudem auf einer Ambivalenz: Aus der Perspektive des Ordnungserhalts ist das Flüchtige ein Problem. Man löst es, in dem man es arretiert, isoliert oder banalisiert. Aus der Perspektive der Befreiung – oder was immer man dafür halten mag – ist das Flüchtige eine Tugend. Man lässt sich durch es inspirieren, heftet das eigene Denken und Handeln daran, um Widerstände zu umgehen und sich mit ihm frei und subversiv bewegen zu können.

Zum Missfallen weiter Teile der Gesellschaft erlebt das Flüchtige in unseren Tagen einen fragwürdigen Aufschwung. Eine wachsende Zahl der die Öffentlichkeit bewegenden Themen kreist um das Flüchtige. Das Flüchtige wird im Rahmen dieser Diskurse vor allem aus der Perspektive des Ordnungserhalts betrachtet und zuallererst als Problem begriffen. So wird etwa eine verstärkte Volatilität des Wahlverhaltens bzw. eine sinkende Zahl von Stammwählern diagnostiziert; eine Entwicklung, die Politiker_innen und Politikbeobachter_innen westlicher Demokratien wenig geheuer ist. Aktuelle Schwankungen im Wahlverhalten stellen nämlich nicht nur historisch eingelebte Machtbalancen in Frage, sondern auch die mühsam, über Jahrhunderte errungene politische Kultur des demokratischen Interessenstreits. Erst jetzt wird vielen bewusst, dass er/sie die demokratischen Grundwerte allzu voreilig auf der Habenseite verbucht haben könnte. Es zeigt sich, dass Demokratie, Menschenrechte sowie rechtlich und kulturell eingetragene Formen der Konfliktaustragung keine ehernen unerschöpflichen Bestände sind, mit denen man für sich und die Folgegenerationen rechnen kann, sondern prekäre Errungenschaften sind, die immer wieder neu erstritten und verteidigt werden müssen, um zu bestehen. Auch das Wirtschaftsleben kennt neue volatile Entwicklungen – ein Panoramablick auf die Entwicklung von

Börsenkursen seit dem Platzen der sogenannten Dotcom-Blase des Jahres 2000 offenbart Schwingungsbreiten, welche den für die fordistische Epoche charakteristischen Rahmen sprengen. Nach den ersten spektakulären Börsenstürzen der postfordistischen Ära, im Anschluss an die so genannte Asienkrise (1997) und die Dotcom-Blase (2000), ereignet sich im Jahre 2007 auf den Finanzmärkten der nächste schlagartige Umschwung von Euphorie in Panik. Es folgt eine Finanz- und Bankenkrise, deren Auswirkungen seither nicht nur das globale Wirtschafts- und Finanzsystem, sondern u. a. auch supranationale Institutionen wie etwa die Europäische Union oder das Geflecht internationaler Handelsabkommen in ihrem Bestand gefährdet. Fernerhin zeichnen sich auf dem Felde außerstaatlicher Gewalt, die im Übrigen von jeher im Ruf steht, nicht nur Menschen, sondern auch bestehende Ordnungen zu verletzen, neue Entwicklungen ab, die ebenfalls dem allgemeinen Trend zunehmender Flüchtigkeit zu entsprechen scheinen. Massenhafte sexuelle Übergriffe im Flashmobmodus, sogenannte School Shootings, lassen sich in diesem Sinne ein-,ordnen'. Selbst der Terrorismus ist volatiler denn je. Seine Anschläge gelten heute weniger denn je einem klar umrissenen Kreis verhasster Eliten, sondern letztlich jedem und jeder – und dies an beinahe jedem beliebigen Ort und zu jeder Zeit.

Volatilität erschüttert nicht zuletzt auch eine andere zentrale Säule der modernen Gesellschaft – nämlich die wissenschaftliche Expertise. Während sowohl konservative Technokraten als auch kritische Sozialphilosophen noch in den 70er und 80er Jahren wie selbstverständlich auf Expertenwissen, beziehungsweise auf darauf bezogene advokatorische Stellvertreterdialoge, setzten (vgl. Habermas 1983, S.104) und die politische Verantwortung einer Gelehrtenavantgarde zuschrieben, haben wissenschaftliche Expert_innen und ihre Expertisen heute zumindest außerhalb von Fachöffentlichkeiten an Einfluss verloren. Zurzeit wird ihnen die Grundlage ihres Wirkens durch die Weigerung der Laien, sowohl die Expertise als auch den sozialen Status und die Rolle des Experten bzw. der Expertin anzuerkennen, öffentlich und massenhaft entzogen. Ohne die einst sicher vorauszusetzende Anerkennung durch den Laien schwindet der Einfluss der Expertin bzw. des Experten. Zweifel gab es immer. Doch wurde die wissenschaftliche Expertise zuvor vornehmlich auf der Grundlage der wissenschaftlich fundierten gewissermaßen akademisch satisfaktionsfähigen Gegenexpertise angezweifelt, so steht das Überholprestige der Expertise nun weithin in Frage. Seit der Erfindung und Verbreitung neuer Drucktechniken ist die etablierte Machtbalance zwischen Expert_innen und Laien nicht mehr so erschüttert worden, wie wir es gerade erleben. So hatten die im 16. Jahrhundert implementierten Verfahren zur Vervielfältigung von Druckvorlagen eine von alteingesessenen Eliten als Anmaßung empfundene massenhafte Einmischung von Laien in Gelehrtentdiskurse zur Folge. Im Verein mit der dadurch ermöglichten Verbreitung von Flugschriften brachten sie einen bis dato ungekannten Partizipations- und Emanzipationsschub. Die neuen Informationstechnologien bereiteten den infrastrukturellen Boden für die Entstehung bürgerlicher Öffentlichkeiten, der Entfaltung von Religionsfreiheit, der Proklamation von Menschenrechten und der Demokratisierung von Herrschaft. Auf der anderen Seite entfesselte diese Entwicklung eine ständeübergreifende, durch Partizipation breiter fanatisierter Volksmassen zu charakterisierende Gewaltform. Das Aufkommen dieser neuen Massengewalt zeichnete sich zwar schon im Hoch- und Spätmittelalter nicht zuletzt mit

Blick auf europäische Judenpogrome ab, doch nach Etablierung der neuen Drucktechnologien erfasste diese Gewalt in Gestalt von Religions- und Bürgerkriegen sowie in Form von Revolutionen und Konterrevolutionen praktisch alle Konfessionen, Klassen und (später) Nationen.

Die aktuelle Verschiebung der Machtbalance zwischen Expert_innen und Laien wird erneut durch die Verbreitung neuer Informationstechnologien ermöglicht. Indem ein wachsender Bevölkerungsanteil die Laien-Expert_innen-Figuration links oder rechts liegen lässt und sich stattdessen u. a. mittels Internetrecherche auf vermeintlich unerschlossene, ausgegrenzte oder angeblich bewusst übergangene authentische, ursprüngliche und entsprechend unverdorbene Quellen des Wissens bezieht, wähnt er sich nicht nur auf Augenhöhe mit wissenschaftlichen Expert_innen, sondern in einer überlegenen Position gegenüber einem vermeintlich korumpierten Expertenkartell. Zu jedem Thema, zu jeder Zeit und an jedem Ort bringt Schwarmintelligenz im Sekundentakt neue Expertisen hervor. Allein die Masse der auf flüchtigen, webbasierten ‚Recherchen‘ beruhende Laienexpertisen ist dazu geeignet, evidenzbasiertes wissenschaftliches Wissen zurückzudrängen. Wird die frei flotierende Laienexpertise wissenschaftlich entkräftet, so bietet der Rekurs auf Verschwörungstheorien oder ‚alternative Fakten‘ dem flüchtigen Wissen neue Fluchtwege. Wie schon im 16. Jahrhundert, als die Informationsinfrastruktur radikal verändert wurde, ruht die Evidenz der aktuellen Schwarmexpertise auch gegenwärtig nicht allein auf technischen Innovationen, sondern auf zwei weiteren Säulen: zum einen auf der Flüchtigkeit der von den Zwängen der argumentativen Konsistenz oder der Adäquanz befreienden und insofern volatilen Informationsströme. Zum anderen auf dem Ressentiment gegen ein vermeintliches oder tatsächliches Establishment, das sich an überkommenen Strukturen und leeren Institutionen festklammert. Zwar sind die sich rekursiv selbst vernetzenden volatilen Laieninformationen widerlegbar, doch ihre Widerlegung bleibt folgenlos; denn angesichts der Koalition von Ressentiment und Flüchtigkeit versagt die eigentümlich zwanglose Überzeugungskraft wissenschaftlicher Argumente.³

Von jeher war eine Methode, mit Flüchtigkeit umzugehen, die, ihr mit Moral zu begegnen. Insbesondere im Lichte des Heiligen und Ewigen erscheint die Orientierung an der flüchtigen Existenz der irdischen Dinge, des irdischen Genusses und des eigenen Lebens als Sünde. Es gilt, soweit es möglich ist, sie schon in dieser Welt zu sühnen, um so die gottgewollte Ordnung zu bewahren. In der sich selbst mühsam erringenden Moderne wird dieses Vorgehen aber zunehmend fragwürdig. Um mit dem Problem des Flüchtigen anders als moralisch fertig zu werden, greift die Moderne stattdessen auf Wissenschaft zurück. Und diese wendet zu diesem Behuf unter anderem Banalisierungsstrategien an. Das vermeintlich Flüchtige wird übersehen, als banal und unbedeutend qualifiziert oder aber als nachrangiges Abfallprodukt bzw. als Derivat erst-rangiger Tatbestände oder Prozesse.

³ Damit ist nicht gesagt, dass Ressentiments nicht auch berechtigt und konstruktiv sein können, etwa vor allem dann, wenn sie am Anfang eines offenen und fair ausgetragenen Interessenstreits stehen, um im weiteren Konfliktverlauf offen ausgesprochen zu werden.

Doch gerade in Zeiten des Umbruchs und der Auflösung stabiler Strukturen setzen offenbar verstärkt Suchbewegungen ein, die das Hintangestellte und Zurückgelassene aufspüren, um zu prüfen, ob im Zuge der Banalisierung etwas übersehen worden ist, dessen Berücksichtigung die wahrgenommene Situation entwirren könnte. Der nachstehende Abschnitt widmet sich dieser Fragestellung aus stadtsoziologischer Sicht.

2.2 Flüchtige Begegnungen in der Stadtforschung

Die Stadtsoziologie hat lange Zeit den sozialen Alltag verflüchtigt und banalisiert, indem sie ihn als Ort des als infinit repetitiven, eintönigen Einerleis gedacht hat. Daran hat insbesondere Erving Goffman – nach Simmel der vielleicht wichtigste Soziologe des urbanen Alltags – produktiv gelitten. Gerade die „[...] am stärksten konventionalisierten und mechanisch ablaufenden Handlungen, die wir in Interaktionen vollziehen [...], wurden von den Sozialwissenschaftlern traditionellerweise als Abfallprodukte sozialen Handelns, als etwas Nichtiges und Triviales behandelt“ (Goffman 1982, S. 99). Goffmans Soziologie des modernen urbanen mittelständisch geprägten, von Routinen und Ritualen durchzogenen Lebens wendet sich gerade dem zu, was der Mainstream der an Stadt und Urbanität interessierten Soziologie lange Zeit als trivial, gleichförmig, repetitiv und bar jeder erhellenden Überraschung eingestuft hatte – dem Alltag. Goffman zeigt demgegenüber, dass Akteur_innen im Zuge ihrer Interaktionsroutinen grundlegende soziale Strukturen herausbilden, die das moderne urbane Leben erst möglich machen. Im Medium repetitiver Interaktionen wird, so Goffman, die urbane Indifferenz hervorgebracht, auf deren Grundlage moderne Akteur_innen erst jene Kategorien ausbilden können, die es ihnen ermöglichen, auch angesichts räumlicher Dichte soziale Distanz zum Gegenüber aufzubringen. Wie schon Simmel beschrieben hatte, ist genau dies die Grundbedingung dafür, dass sowohl soziale Kontakte als auch Kontaktverweigerung selektiv werden und die Ausdifferenzierung sozialer Kreise sowie auch unterschiedlicher Tätigkeitsbereiche möglich wird. Goffmans rollentheoretisch unterfütterte und durch zeitgenössische Ethnographie sowie Sozialanthropologie belehrte Studien zeigen darüber hinaus, wie Alltagsinteraktionen einen eigenständigen und eigenlogischen, von Frames und Ritualen durchwirkten sozialen Wirklichkeitsbereich entfalten. Eigensinn und Eigenlogik können in Goffmans Augen nicht ausschließlich als Fortsatz großer Strukturen und großer Prozesse verstanden werden, sondern sie müssen erst durch Bottom-up-Analysen aufgeschlossen werden, die nicht nur mit der Gleichförmigkeit, sondern vor allem mit der Kreativität des Alltagshandels rechnen.

Goffmans Alltagssoziologie beleuchtet das Soziale nicht allein als repetitives Einerlei, sondern als ein fortwährend abweichendes interaktives Geschehen, das Varianz und Innovation hervorbringt. Widersprechende Beobachtungen und flüchtige Irritation der Routine werden bei Goffman nicht als Ausnahmen von der Regel oder im Sinne von Ceteris-Paribus-Formeln abgehandelt, sondern sind ihm Anlass, neue soziologische Konzepte zu entwickeln und ggf. frühere Konzepte zu verwerfen.

Vor allem in seiner späten Rahmenanalyse stehen die flüchtigen, interaktiv hervorgebrachten Modulationen und Verschiebungen sozialer Rahmen bzw. Begegnungssituationen im Zentrum seines Interesses (vgl. Goffman 1980). Dabei nähert Goffman sich dem Problem der Flüchtigkeit eines sich prozesshaft verwandelnden und immer wieder neu erfindenden Erkenntnisgegenstandes in einer solchen Weise, dass er der Soziologie gewissermaßen eine Lektion erteilt: Eingangs des Werkes weckt der Altmeister des Interaktionismus bei den Leser_innen die Erwartung, dass sich die ihn interessierenden mit Flüchtigkeit geschlagenen Begegnungssituationen in eine Begriffshierarchie fügen: So unterscheidet er primäre Rahmen – gewissermaßen ursprüngliche und eigentliche Begegnungsmuster – von sekundären Rahmen, bei denen es sich um interaktiv generierte situative Modulationen handelt. Diese können wieder – mit oder ohne instrumentelle Absicht – durch weite Verschiebungen und Variationen in tertiäre Rahmen verwandelt werden. Diese Verschiebungen und Verwandlungen bringt Goffman auf den Begriff der Modulation. Zum Ende der Rahmenanalyse lässt Goffman diese Hierarchie jedoch wieder zusammenbrechen. Damit verzichtet er auf ein allumfassendes Konzept, dessen Machbarkeit er gerade noch suggeriert hatte. Seine hierarchisch gebaute Rahmentheorie erscheint angesichts dieser überraschenden Wendung jetzt wie eine Leiter, die die Soziologie erst einmal erklimmen muss, um sie letztendlich fortzustoßen. Damit einhergehend verwirft Goffman die Vision einer allumfassenden Soziologie der ihn beschäftigenden flüchtigen Begegnungssituationen.

Das, was daran auf den ersten Blick als Scheitern verstanden werden könnte, ist keines; denn auf diese Weise vermittelt Goffman den soziologischen, sozialphänomenologischen und sozialanthropologischen Beobachter_innen des Alltags seine zentrale Botschaft: Der Respekt vor dem Erkenntnisgegenstand steht über dem Allzuständigkeitsanspruch einer sich allzuständig dünken Theorie, die selbst noch den Horizont des Möglichen dingfest machen möchte, statt sich an ihm produktiv abzuarbeiten. Man mag demgegenüber einwenden, dass auch der soeben ausgesprochene Horizontbegriff nur eine Metapher ist. Dem ist aber entgegenzuhalten, dass es sich dabei um eine öffnende und nicht um eine einschließende Metapher handelt, nicht um eine, die fehlende Evidenzen und Erklärungen ersetzt, sondern um eine Metapher, die zur Exploration des Unbekannten auffordert (vgl. Blumenberg 1998, S. 14-16, S. 23-25 und S. 62-66). Genauso wenig wie einst Goffman verfolgt der Autor dieser Zeilen die Absicht, eine neue allzuständige und umfassende Gesellschaftstheorie aufzubauen.

Dem hier vorliegenden Anliegen, eine figurationssoziologische Konfliktanalyse zu umreißen, um darauf aufbauend stadtgesellschaftliche Intergruppenbeziehungen, Machtstrukturen und -dynamiken aus einer Bottom-up-Perspektive kritisch zu analysieren, kann Goffman nicht ohne Abstriche als Vorbild dienen. Denn Goffmans Soziologie des urbanen Alltags bleibt letztlich affirmativ (vgl. Gouldner 1971, S. 378-390). Sie klammert die Frage aus, wie soziale Interaktion Strukturen verändern und Machtbalancen verschieben kann. Stattdessen beschränkt sich Goffman darauf, nachzuzeichnen, wie seine urbanen Mittelklassehelden, die Stigmatisierten und die Außenseiter_innen die Nischen bestehender Machtstrukturen und Hierarchien mit Verschlagen-

heit, Kreativität und List ausfüllen, um sich darin als Untergeordnete und Eingepasste einzurichten. Goffman interessiert sich wenig für die strukturbildenden bzw. strukturwandelnden Qualitäten der flüchtigen urbanen Alltagsinteraktion. Interaktionen in proletarischen Milieus oder abgehängten Sozialräumen, die hart an den in den Alltag eingelassenen symbolischen Grenzregimes der sozialen Ungleichheit und vor allem darüber hinweg verlaufen und insofern die erlebten Machtbalancen verschieben oder Studien, die das innovative Potenzial der Interaktion zwischen kontrakulturellen Milieus und dem urbanen Establishment thematisieren (vgl. etwa die Szenestudien John Irwins 1977), finden in seiner Soziologie keinen angemessenen Raum.

Hinzu kommt ein zweiter Aspekt: Flüchtige Begegnungen, mit denen sich Goffman befasst, sind in dem Feld angesiedelt, das zwischen fokussierter und nicht fokussierter Kopräsenz gespannt ist (Goffman 1963, S. 24). Ihm geht es denn auch primär um das Hin oder Her zwischen einerseits Interaktionen unter Anwesenden, die nur insofern aufeinander Bezug nehmen, als sie einander ausweichen, voneinander beiläufig Abstand nehmen oder halten wollen, zu andererseits solchen Interaktionen, bei denen die Anwesenden ihre Achtsamkeit auf ein gemeinsames Thema richten und dabei mindestens insoweit kooperieren, als sie ihr *turn-taking* miteinander aufeinander abstimmen. Im ersten Fall wird Gleichgültigkeit und im zweiten Fall Anteilnahme kooperativ bzw. kommunikativ ausgehandelt.

Flüchtige Begegnungen, um die es dem Autor dieser Zeilen geht, sind dagegen weder durch solcherart analytische Unterscheidungen noch anhand anderer, vermeintlich ontologischer Eigenschaften des Flüchtigen zu bemessen. Sowohl die räumliche als auch die zeitliche Ausdehnung des Flüchtigen ist aufgrund seines Prozesscharakters ohnehin nur schwer zu erfassen. Es gibt keine objektiven, intersubjektiv verbindlichen Anhaltspunkte (Anfangs- und Endpunkte) seiner Bestimmung, die unabhängig von der sozialen Praxis oder dem Common Sense gegeben existierten. Das Flüchtige erscheint vielmehr erst im Lichte der in der Beobachtung und dann auch in der Analyse zugrunde gelegten materiellen, räumlichen, zeitlichen und sinnhaften Ordnung des Seienden. Wäre unser Planet ein Beobachter seiner selbst und die Erdgeschichte seine Biographie, erschiene ihm das Anthropozän vielleicht als ein nur flüchtiges Ereignis. Weil es durch die grundlegenden Seinsgewissheiten, Selbstverständlichkeiten und Hintergrundannahmen der es Beobachtenden und Handhabenden bestimmt wird, ist das Flüchtige also immer eine relationale Größe. Wie schon Husserl zeigte (vgl. Husserl 1996), können sich nicht einmal die vermeintlich exakten mathematischen Naturwissenschaften dieser lebensweltlichen Grundrelation entschlagen.

Das bedeutet aber nicht, dass sich das Problem des Flüchtigen im Strudel eines bodenlosen Relativismus verflüchtigt. So greift an dieser Stelle vielmehr folgendes Argument: Flüchtige Begegnungen sind auch in einer bestimmten Hinsicht relational, welche die relativierende Bedeutung des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses selbst wieder relativiert und somit wieder in Richtung intersubjektiver Verbindlichkeit verschiebt. Weil die das Flüchtige beobachtenden (und insofern generierenden) und es handhabenden urbanen Akteur_innen in ihrem Alltag nämlich im-

mer schon Vergleiche anstellen, um u. a. eine Begegnung oder ein Ereignis als flüchtig, episodisch, beiläufig, nachrangig oder als mit Dauer und nachhaltiger Relevanz gesegnete Begebenheit darzustellen, bilden sich lokale Vergleichsmuster, Konventionen und Kategorien heraus, auf deren (emischer) Grundlage das eine Ereignis als irrelevant und das andere als Ausdruck einer bedeutsamen Struktur gedeutet werden kann.

In Kontexten urbaner Interaktionen erfolgt die Herausbildung von Vergleichsmustern u. a. im Medium dessen, was amerikanische Stadtforscher_innen *urban learning* (vgl. Lofland 1973, S. 96–117) nennen. Hüttermann und Minas haben gezeigt, dass das urbane Lernen ein derart ubiquitärer Prozess ist, dass er selbst vor (und bei) dem Straßenbahnfahren nicht Halt macht (vgl. Hüttemann/Minas 2015). Hier erlernen, erproben und festigen Passagier_innen Kategorien der sozialen, räumlichen und kulturellen Ungleichheit und verbinden diese zu einem die Stadtgesellschaft prägenden symbolischen Grenzregime.

Ein wichtiges Format, in dessen Rahmen die Erkenntnisse des *urban learnings* lokal kommuniziert werden, sind lokale Narrative, die weit über den von Elias und Scotson (vgl. Elias/Scotson 1965) erforschten Lob und Schimpfklatz hinausgehen.⁴ Zu berücksichtigen ist schließlich auch, dass nicht nur Stadtbewohner_innen als Individuen, sondern auch Institutionen, Vereine und Behörden am urbanen Lernen beteiligt sind. Sie alle bestimmen mit, was als flüchtig und was als dingfest gelten darf. Aus der Sicht einer lokalen Behörde mag die Begegnung mit einem bzw. einer Klient_in, Kund_in, Laien oder Besucher_in, der bzw. die eine Auskunft einholen möchte, nur als für sich genommen flüchtiges Ereignis in einer endlosen Reihe von beiläufigen Routineoperationen erscheinen; der bzw. die betroffene behördenfremde Akteur_in selbst mag dieses Ereignis aber u. U. ganz anders erfahren – etwa als Zurücksetzung, gruppenbezogene Diskriminierung oder gar als Traumatisierung. (Nicht zuletzt aus solchen Gründen greifen Einwanderungsstädte immer häufiger auf professionelles Diversitymanagement zurück, um sich entsprechend zu sensibilisieren.)

Was in einer Stadtgesellschaft letztlich als flüchtige Begegnung gilt, ist der stadtsoziologischen Analyse somit weder objektiv gegeben noch unrettbar im Bereich des Spekultativen und Relativen verloren. Es ist vielmehr in Relation zu urbanen Akteur_innen – zu denen sowohl korporeale als auch korporative Akteur_innen (mithin sowohl Individuen als auch Organisationen) zu rechnen sind – bzw. im Lichte ihrer interaktiven Alltagspraxis zu bestimmen.

Ein Teil der Stadtforschung interessiert sich weiterhin nur für eine bestimmte Funktion flüchtiger Begegnungen, nämlich den Beitrag von Alltagsinteraktionen zur Produktion oder Reproduktion urbaner Indifferenz bzw. ihren Anteil an der Erosion gewachsener urbaner Gemeinschaften bzw.

⁴ Die Bedeutung lokaler Narrative – hier insbesondere lokaler Diversitätsnarrative – und des *urban learnings* für die Bestimmung der Beschaffenheit urbaner Alltagbegegnungen durch Stadtbewohner_innen wird etwa in einer empirischen Studie über Diversität und Kontakte zwischen Migrant_innen und Nichtmigrant_innen deutlich (vgl. Schönwälder et al. 2016, S. 97-171).

an dem Zerfall idealisierter ethnischer und/oder proletarischer und/oder bürgerlicher Milieus (das betrifft vor allem Forschung über Gentrifizierung). Stadtforscher_innen halten an dem Vorurteil fest, dass flüchtige Begegnungen mit Oberflächlichkeit einhergehen und dass die aus ihnen erwachsende Indifferenz den Stadtbewohner_innen allenfalls zweitrangige Kontakte bzw. „secondary contacts“ (Wirth 1938, S. 12) erschließe. Immerhin betrachtet man sekundäre Kontakte seit den 70er Jahren als notwendige Bedingung für die Ausdifferenzierung urbaner Subkulturen bzw. dafür, auch angesichts extremer Siedlungsdichte primäre Kontakte pflegen zu können (vgl. Fischer 1975, 1981).

Wie Lyn Lofland in ihrem Literaturbericht feststellt, bleiben sekundäre Kontakte in der Stadtforschung für Stadtsoziologen lange von sekundärem Interesse (vgl. Lofland 1989b). Doch Lofland selbst steht für einen an Einfluss gewinnenden Perspektivenwechsels. Durch Goffmans Analyse des Verhaltens auf öffentlichen Plätzen angeregt, zeigt sie schon zu Beginn der siebziger Jahre, dass und wie Stadtbewohner_innen auch und gerade unter Bedingungen urbaner Indifferenz und zugleich mittels unpersönlicher Interaktionen, deren subtile Botschaften sie zu lesen verstehen, nachtraditionale quasigemeinschaftliche Lebensbedingungen neu erschaffen (vgl. Lofland 1974). Die Nostalgie der frühen soziologischen Klassiker – ihre Sehnsucht nach verlorenen urbanen Welten des Gemeinschaftslebens – ist aus Loflands Stadtsoziologie gänzlich verschwunden, weil sie (wie auch später Wellman 1979) zeigt, dass moderne Stadtgesellschaften nicht auf Kosten von Gemeinschaft und persönlicher Bindung existieren.

Auf der Grundlage ihrer ethnografischen Feinanalysen fächert Lofland denn auch die unpersönlichen Beziehungen zwischen einander fremden Stadtbewohner_innen, die sich im *public realm* bewegen, in vier Grundformen auf – a) *fleeting*, b) *routinized*, c) *quasi-primary* und d) *intimate-secondary relationships* (vgl. Lofland 1998, S. 52–59, 1989b). Allein damit lockert sie die paradigmatische Dichotomie zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft bzw. zwischen primären und sekundären Kontakten auf. Darüber hinaus versteht sie die Stadtgesellschaft als in drei ‚Bereiche‘ („realms“) untergliederten Interaktionsraum. Der öffentliche Bereich *public realm*, wie Lofland ihn versteht, spannt sich in etwa von der Interaktion auf öffentlichen Wegen und Plätzen bis hin zur lokalpolitischen Arena. Den unter anderem durch lokale Vereinsmitgliedschaften und Nachbarschaftssolidaritäten (und -konflikte) charakterisierten Interaktionsbereich bezeichnet sie als *parochial realm* und die Privatsphäre markiert den dritten Interaktionsbereich. Damit skizziert Lofland das Programm einer urbanen Ethnographie, welche einerseits die Vielfalt der Formen und Funktionen unpersönlicher Beziehungen in der Stadt darlegt und andererseits die gelebten persönlichen Bindungen in der Stadt nicht als beklagenswerte Restphänomene einer vermeintlich unaufhaltsamen Entwicklung zu radikaler Indifferenz abhandelt.

Radikaler noch wertet Michel de Certeau das urbane Alltagshandeln und den Stellenwert der unpersönlichen Beziehungen auf. De Certeau kritisiert, dass die Perspektive der Stadtforschung weitgehend dem Paradigma eines panoptischen Panoramablicks folge, der Planungs- und Ver-

waltungsimperative nachvollziehe. Dies habe dazu geführt, dass die Stadtforschung die konstitutive, strukturbildende Kraft des Alltagshandelns verkannt habe. Er hält dem eine Bottom-up-Perspektive entgegen:

„one can analyze the microbelike, singular and plural practices which an urbanistic system was supposed to administer or suppress, but which have outlived its decay; one can follow the swarming activity of these procedures that [are] far from being regulated or eliminated by panoptic administration.“ (de Certeau 1988, S. 96)

Wer vom panoptischen Blick abkehre und sich auf die Ebene des Alltags begeben, erkenne, dass Stadtbewohner_innen in ihren Routinen eine Art urbanen Text verfassen, der alltäglich aufs Neue gelesen und verstanden werde. Der springende Punkt dabei sei, dass mobile Alltagsakteur_innen im Zuge ihrer mobilen „signifying practices“ (de Certeau 1988, S. 105) bzw. ihrer alltäglichen „Bedeutungswanderungen“ („wandering semantics“) (de Certeau 1988, S. 102) die alten Texte und Lesarten veränderten. De Certeau wendet sich mit diesem Ansatz nicht nur gegen jene Stadtforschung, die sich Planungsimperativen unterwirft, sondern auch gegen das Axiom, dass unpersönliche episodische Interaktionen aufgrund übergeordneter Strukturprozesse belanglos geworden seien. Die mit ethnographischen Methoden arbeitende Stadtforschung unserer Tage bewegt sich zwischen dem hier aufgezeigten Forschungsprogramm der klassischen Stadtsoziologie und dem von Lofland und de Certeau vorgezeichneten Weg. Während erstere die flüchtigen mikrosozialen Interaktionen und die für den bzw. die Feldforscher_in überschaubaren urbanen Kontexte immer wieder aufs Neue als Effekt eines übergeordneten Strukturwandels darstellen, betonen letztere den Eigensinn und die strukturbildende Kraft mikrosozialer Prozesse (vgl. Hüttermann/Minas 2015).

In jüngerer Zeit haben ethnographische Analysen gezeigt, dass sich auch an den Orten der öffentlichen Mobilität, die man ehemals als klassische Interaktionsfelder der urbanen Indifferenz betrachtet hatte, intimere und nachhaltigere Beziehungen oder doch zumindest *temporary communities* herausbilden können (vgl. Wilson 2011, S. 646). Die uns in der vorliegenden Expertise bewegende Frage, wie auch schon flüchtige urbane Interaktionen unterhalb der Schwelle von *temporary communities* auf hierarchische soziale Strukturen der Stadtgesellschaft und ihre Veränderung einwirken, bleibt dabei zwar unbeantwortet. Aber solche ‚Entdeckungen‘ tragen immerhin dazu bei, das Vorurteil einiger Stadtforscher_innen auszuräumen, dass das öffentliche sowie urbane Transportwesen per se als Indifferenzgenerator funktioniert. In der Stadtforschung scheint dieses Vorurteil einer neuen Sensibilität für bislang unbeachtete Funktionen flüchtiger Begegnungen zu weichen. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten werden die Fragen, (a) ob und inwiefern *fleeting encounters* als vermeintlich sekundäre Kontakte ein formatives, das urbane Intergruppenleben beeinflussendes Potenzial entfalten können und (b) welche über die reine Indifferenzgenese und Gemeinschaftserosion hinausgehenden Funktionen sie ausüben können, gestellt und Schritt für Schritt beantwortet.

Einer, der zur Beantwortung dieser Fragen beiträgt, ist Elijah Anderson. Er analysiert urbanen Interaktionsfelder, für die er das Konzept des *cosmopolitan canopies* prägt, als strukturbildende

Arenen, die prinzipiell dazu beitragen können, Stadtgesellschaften von fragwürdigen, überkommenen alltagsweltlichen Grenzregimes zu emanzipieren (vgl. Anderson 2011, S. 280-281). Denn unter dem Schutz der *cosmopolitan canopies* seien rassistische und andere auf vermeintlich primordialen Differenzen beruhende symbolische Grenzziehungen weitestgehend suspendiert, weil die urbanen Akteur_innen diverser Herkunft hier jenseits der Dichotomie primärer und sekundärer Beziehungen interagierten und auf dieser Grundlage einen neuen, sich gewissermaßen von unten nach oben entfaltenden Kosmopolitismus begründeten. Jüngste Untersuchungen zum urbanen Alltag in deutschen Städten zeigen, dass sich Zonen der Suspension ethnisch definierter Grenzregime auf ganze Stadtteile ausdehnen können (vgl. Schönwälder et. al. 2016, S. 97-170; vgl. auch Wessendorf 2014; Weck 2017).

Wie dieselben soeben zitierten Studien aber andererseits deutlich machen, sind die *cosmopolitan canopies* in Stadtgesellschaften mit migrationsbezogener Diversität selbst wieder sehr ungleich verteilt. Sie sind damit selbst wieder in die alltagsweltlich gelagerten Hierarchien der Stadtgesellschaft eingebunden. Zudem zeigen andere Studien, die ebenfalls dem Umfeld der urbanen Ethnographie zuzurechnen sind, dass flüchtige Begegnungen unter bestimmten urbanen Kontextbedingungen auch dazu beitragen können, lokale Ungleichheitsstrukturen und migrationsbezogene Grenzziehungen der Stadtgesellschaft zu verhärten (vgl. Hüttermann 2000a, 2000b; Hüttermann/Minas 2015; Leitner 2012; Dirksmeier/Helbrecht 2015).

Bevor nun im weiteren Verlauf der Expertise ein figurations- und konfliktsoziologisch inspirierter Ansatz zur Erforschung flüchtiger Begegnungen in der Stadt dargelegt wird, soll im folgenden Kapitel zuerst rekonstruiert werden, wie die Soziologie und z. T. selbst die Stadtsoziologie dazu beigetragen haben, die Bedeutung episodischer Konflikte und flüchtiger Begegnungen in urbanen Räumen aus dem Blickfeld zu verdrängen. Neben der nicht zuletzt auf Goffman zurückgehenden apologetischen Grundhaltung der Interaktionssoziologie gegenüber bestehenden Hierarchien, von der gerade die Rede war, sind hartnäckig fortbestehende modernisierungstheoretische Vorurteile und teleologische Annahmen zum Bedeutungsverlust urbaner Räume dafür verantwortlich, dass urbane Interaktionen im soziologischen Diskurs banalisiert werden. Im Zuge der Enträumlichung des Urbanen nimmt auch das Interesse an der Erforschung stadtdgesellschaftlicher Interaktionen ab. Obwohl Soziolog_innen wie etwa Philomena Essed (vgl. Essed 1991) und Elijah Anderson (vgl. Anderson 2011) gezeigt haben, dass selbst flüchtige Interaktionen gesellschaftliche Großstrukturen – z. B. den Rassismus (innerhalb und außerhalb) – urbaner Kontexte produzieren und reproduzieren und dass flüchtige Interaktionen auch einen Beitrag zur Etablierung und Veränderung der Sozialstruktur leisten (vgl. Collins 2000), nimmt der Mainstream der (Stadt-)Soziologie das strukturbildende Potenzial urbaner Alltagsinteraktionen bislang nicht ausreichend wahr.

3 Schrumpfende Begegnungsräume?

Bis in die neunziger Jahre hinein erliegt die fortschrittsfixierte Soziologie der Versuchung, gegenwärtige ‚Realitäten‘ im Lichte einer Vision zu betrachten – nämlich der einer vom Raum befreiten Vergesellschaftung.⁵ Erst der dann einsetzende Globalisierungsdiskurs zwingt Sozialtheoretikerinnen dazu, das Verhältnis von Raum und Gesellschaft zu überdenken (vgl. Berking 2006b, S. 29-30). Bis dahin ist es üblich, die Differenz von Gegenwart und Zukunft im Lichte theoriendeduktiver Argumente aufzulösen, die im Kern auf die Fortschrittseuphorie des 19. Jahrhunderts zurückgehen und den Raum als Restkategorie behandeln.⁶

Dies lässt sich anhand des konzeptionellen Umgangs mit urbanen Räumen erläutern: Gleich, ob sie das Kommende herbeisehnen oder es bloß befürchten, im Eifer der Vorwegnahme betrachtet die Stadtforschung, welche die raumsensible Chicago-School mittlerweile als überholt erachtet (vgl. Soja 2009, S. 248), den Raum als Widersacher oder Hindernis auf dem scheinbar unaufhaltsamen Weg zu neuen, von Entfernungen und standortgebundenen Körpern emanzipierten

⁵ Diese zeitliche Markierung ist nur als Annäherungswert zu verstehen. Während z. B. französische Soziolog_innen und Historiker_innen wie Henri Lefebvre und Michel Foucault schon in den sechziger Jahren die Bedeutung des Raumes wiederentdecken (vgl. Soja 2009, S. 249-255.), tun sich vor allem deutsche Systemtheoretiker_innen noch im 21. Jahrhundert schwer, von dem modernisierungstheoretischen Vorurteil abzurücken, dass der soziale Raum eine zu vernachlässigende Größe sei. Stellvertretend für andere Exponenten dieses Vorurteils sei hier Armin Nassehi herausgegriffen. Der hält in einem einschlägigen Artikel zunächst einmal fest, dass der Raum bloß eine passive Qualität aufweist. Er eigne sich allenfalls als Medium für zeitgleiche verdichtete Aktivitäten (vgl. Nassehi 2002, S. 215). Doch damit nicht genug. Im zweiten Schritt ordnet Nassehi die Stadt und ihren Raum derart in die systemtheoretische Hierarchie des Seins ein, dass ihr ein untergeordneter ontologischer Status zukommt: „Städte sind letztlich keine Einheiten, keine Systeme, sie operieren nicht als Städte, sondern sind dichte Räume, in denen Mannigfaltiges gleichzeitig geschieht – und zwar lose gekoppelt“ (Nassehi 2002, S. 223-224). Städte, die keine sozialen Systeme sind, rekurren demnach auf Räume, die irgendwie nur dadurch sind, was sie sind, weil mit ihnen etwas geschieht, das ‚echte‘ Systeme bewirken und wieder andere (alle nur denkbare Beobachter_innen) als gleichzeitig und gleichörtlich wahrnehmen bzw. kommunizieren. Der urbane Raum gerät so gewissermaßen zum *flatus vocis systematis*. Um noch den letzten Zweifel an der Nachrangigkeit urbaner Räume zu beseitigen, stellt Nassehi schließlich fest, dass Städte ohnehin nicht mehr den neuesten Stand der Modernität definieren (vgl. Nassehi 2002, S. 222). Den definiert Nassehi zufolge allein die sich vollendende funktional differenzierte Gesellschaft. Somit sieht der Systemtheoretiker die für ihn unverzichtbare Hierarchie des sozialen Seins erneut bestätigt, – eine Seinshierarchie, die sich vom großen Ganzen der Weltgesellschaft bis hinunter in den raumanfälligen Mikrokosmos der Interaktion unter Anwesenden windet. Damit ist viel über die Selbstzwänge einer Theorie gesagt, die sich zuallererst an theorieimmanenten Konsistenz- und Persistenzproblemen abarbeitet, statt den Gegenständen, mit denen sie sich befasst – also hier speziell dem urbanen Raum – so etwas wie Eigensinn und Eigendynamik zuzugestehen. Über die Stadt und ihre Räume ist aber wenig mehr gesagt, als dass sie nachrangig seien.

⁶ Vor allem durch den Erfolg der Industrialisierung bedingt teilen Stadtsoziolog_innen eine Vision, die seit Karl Marx vor allem von klassischen Soziolog_innen – wie etwa Simmel, Weber und Durkheim (zu letzterem vgl. Dünne 2006, S. 289) – bis hin zu Humangeographen (wie David Harvey) immer wieder neu belebt worden ist (vgl. Faist 2005, S. 760) – nämlich die Vision einer weltumspannenden Überwindung traditionsräumlicher Schranken und Entfernungen. Diese Auffassung war bis in die neunziger Jahre weitgehend unangefochten. Peter Saunders bringt sie in pointierter Form zum Ausdruck: „social theory has been quite right to treat space as a backdrop against which social action takes place [...] there is nothing for theory to say about space“ (Saunders, zitiert nach Berking 2006, S. 29).

Gesellungsformen (vgl. Schroer 2006, S. 73). Angesichts dieses gleichsam prophetischen Geschäfts schrumpft der urbane Raum dann zu einem Übergangsproblem, das sich mit der Entwicklung neuerer Kommunikations- und Mobilitätsressourcen erledigt.

Speziell mit Blick auf die Erforschung urbaner Intergruppenbeziehungen wurden und werden ähnliche Übertreibungen sichtbar. Einst verstiegen sich Stadtsoziolog_innen, die den Zusammenhang von Urbanisierung und Industrialisierung beforschten, zur einseitigen Annahme, dass urbane Intergruppenbeziehungen durch soziale Ungleichheit und ihre Manifestationen im Raum (vor allem in Form residenzieller Segregation) erklärt würden und sich als Verteilungskonflikte oder Klassenkämpfe äußern müssten. Heute ist bei einigen vom Globalisierungsdiskurs bewegten Soziolog_innen eine andere Einseitigkeit der Stadtanalyse zu beobachten. Sie behaupten, dass die Stadt im globalen Zeitalter durch die Beziehungslosigkeit urbaner Gruppen gegeneinander charakterisiert sei. Im globalen Zeitalter gebe es keine Interaktion der Gruppen, weil das ‚Inter‘ im Zuge der vermeintlichen Enträumlichung globaler Städte verloren gegangen ist. Während die Indifferenz, die Simmel meinte, auf sozialen Beziehungen der Äquidistanz und der Gleichgültigkeit der Individuen gegeneinander beruhte, die in der Stadtgesellschaft kultiviert und institutionalisiert worden sind, hätten wir es demnach nun mit der Beziehungslosigkeit gleichsam monadischer Gruppenmilieus zu tun.

Vor allem Martin Albrow entwickelt eine Perspektive, welche auf die Indifferenz urbaner Intergruppenbeziehungen ausgerichtet ist (vgl. Albrow 1996, 1997a, 1997b). Sein Konzept der *Socioscape* (in der deutschen Übersetzung: ‚soziale Landschaft‘) zielt nicht primär auf die Unpersönlichkeit der Beziehungen zwischen individuellen Akteur_innen in der Großstadt und auch nicht auf das aus vollständiger Segregation im Wohn und Arbeitsbereich resultierende räumliche Neben- und sozialstrukturelle Übereinander ethnischer Gemeinschaften (vgl. Chicago School/Wilson 2009). Das Konzept der sozialen Landschaft bringt vielmehr das Neben- und tagesrhythmische Nacheinander sozialer Netzwerke und ethnischer Gruppen der globalen Stadt auf den Begriff (vgl. auch Sassen 1994). Es wird auf der Grundlage neuerer empirischer Community-Studies (vgl. Albrow et al. 1997) sowie in Abgrenzung zu klassischen Community-Studies (vgl. etwa Elias/Scotson 1993; Hoggart 1971; Lynd/Lynd 1929) und schließlich mit Blick auf neue (oder neu aufgegriffene) Konzepte der Globalisierungsforschung, wie etwa *ethnoscapes*⁷ oder *imagined communities*⁸, profiliert (vgl. Appadurai 1990; Bhaba 1990; Robertson 1992).

⁷ Albrows *Socioscape* ist offenbar durch Appadurais *ethnoscape*-Konzept inspiriert. Während aber Appadurais *ethnoscapes* von „moving groups“ (Appadurai 2008, S. 33) ‚besiedelt‘ worden sind, schließen *socioscapes* allochthone und autochthone, zugewanderte und alteingesessene Gruppen gleichermaßen ein.

⁸ Bhaba greift das Konzept *imagined community* bei Benedikt Anderson auf, löst es aber zugleich aus dem geschichtswissenschaftlichen Kontext der Erforschung von Nationsbildung und wendet es auf Communities an, die sich nicht allein oder gar überhaupt nicht unter Rekurs auf ein nationalstaatliches Territorium konstituieren, sondern sich mit Blick auf relationale, durch Urbanisierung, Migration und Globalisierung bedingte Räume herausbilden (vgl. Bhaba 1991, S. 291-255).

Das Konzept der sozialen Landschaft, wie Albrow es versteht, ist ein von Ort zu Ort bzw. von Stadtteil zu Stadtteil variierendes Ensemble der im lokalen Nahraum nebeneinander existierenden Beziehungsnetzwerke bzw. der „fields of concern or relevance“ (Albrow 1997a, S. 51) oder *sociospheres*⁹. Soziale Landschaften erschließen sich erst der panoptischen Perspektive auf die Stadt. Die in den Landschaften flotierenden Sociospheres visualisieren sich dann im soziologischen Nachvollzug sozial vernetzter und weitgehend kongruenter Teilnehmerperspektiven. Zwar überschneiden sich die Sozialsphären einer Stadt, wenn man sie aus der Perspektive des externen Beobachters bzw. der externen Beobachterin betrachtet. Aber aus der Perspektive der Teilnehmer_innen gesehen weisen sie keine Berührungspunkte miteinander auf, weil sie sinnhaft und soziometrisch geschlossene ortsungebundene Parallelwelten darstellen. Die „Gleichgültigkeit [ihrer Akteure] gegenüber dem Ort“ (Albrow 1997b, S. 301) ist für Soziosphären charakteristisch.

Ein lokalraumbezogenes Gemeinschaftsgefühl, dass die Akteur_innen der verschiedenen Sozialsphären verbinden könnte, eine lokale Kultur, wie sie noch die klassischen Community-Studies oder die Studien der Chicago School selbstverständlich voraussetzten, ist in den neuen sozialen Landschaften Albrow zufolge nicht mehr auszumachen. Stattdessen sind die Sozialsphären aller Akteur_innen von transnationalen, überörtlichen Relevanzen durchwirkt. Die Globalisierung der Relevanzen betrifft denn auch nicht etwa nur Migrant_innen und Angehörige ethnischer Diasporas, sondern auch autochthone Akteur_innen (vgl. Dürrschmidt 1995; Keim 1997). Globale Relevanzen der in den sozialen Landschaften flotierenden Sozialsphären werden durch Massenmedien und transnationale Migrationsbewegungen (einschließlich Tourismus) sowie durch Interaktionen unter Bedingungen der *time-space-compression* reproduziert und sickern unweigerlich in den urbanen Alltag ein (vgl. Harvey 1990).

Die Vielfalt von nebeneinander existierenden Sozialsphären in sozialen Landschaften der globalen Stadt sei nicht als Chaos oder als schwerwiegendes soziales Defizit misszuverstehen. Albrow findet keine Hinweise auf „Anomie oder soziale Auflösung“ (vgl. Albrow 1997b, S. 299). Die soziale Landschaft ist vielmehr Ausdruck einer neuen Ordnung (vgl. Albrow 1997b, S. 299, S. 307). Machtbalancen und Intergruppenfigurationen, wie Elias und Scotson sie in ihrer berühmten Gemeindestudie zu Etablierten und Außenseiter_innen untersuchten, haben in der neuen Ordnung keinen Platz. Die wechselseitige Indifferenz der Sozialsphären entzieht ihnen buchstäblich den Boden, auf dem sie sich herausbilden könnten. Es gibt keine definitionsmächtige Elite, die von der sicheren Warte einer durch sie dominierten zentralen Öffentlichkeit andere Gruppen zu Außenseiter_innen stempeln könnte; denn die sozialen Landschaften, von denen Albrow spricht, sind im Gegensatz zur klassischen, ortsgebundenen Stadtgesellschaft polyzentral. Und wo man

⁹ Sociosphere kann als ein von einem physisch-materiellen Realitätsunterbau und von Intergruppenbeziehungen weitgehend emanzipiertes Milieu verstanden werden. Die Stadt trägt zwar mit ihrer Siedlungsdichte und als infrastruktureller Knotenpunkt zu ihrer Genese bei, ist aber keine zwingend notwendige Entstehungsbedingung.

einander nicht zuhört, läuft die symbolische Gewalt des Stigmas ins Leere. Zwar bestehen weiterhin Barrieren zwischen den ethnischen Gruppen. Aber die globale Indifferenz der sozialen Stadtlandschaften kann die „direkte Konfrontation zwischen den Soziosphären verhindern“ (Albrow 1997b, S. 312).

Auf der Grundlage dieses Konzepts streicht Albrow beispielsweise heraus, dass sich auch muslimische und nichtmuslimische Akteur_innen der Städte des ‚Global Age‘ in wechselseitiger Indifferenz begegnen. Sein Befund steht allerdings auf einer fragwürdigen empirischen Basis. Denn seine Analyse beruht im Wesentlichen auf Interviews mit höher qualifizierten und aufwärtsmobilen Proband_innen, deren Vorfahren aus Pakistan eingewandert waren. Dass für diese Minderheit in der Minderheit „old structural terms like ‘community’ and ‘neighbourhood’“ (Albrow 1997a, S. 38) eine geringere Rolle spielen, liegt nahe, denn die Aufsteiger_innen unter den Nachfahr_innen dieser Einwanderer bzw. Einwanderinnen sind im Vergleich zu den weniger erfolgreichen Migrantennachfahr_innen schlicht und einfach weniger auf ortsgebundene Gemeinschaft angewiesen. Für die Situation von Minderheitsangehörigen, die über einen geringeren Bildungsstatus und begrenzte Karrieremöglichkeiten verfügen, interessiert sich Albrow aber nicht.

Nicht allein, dass er erfolgreiche Migrantennachfahr_innen fürs Ganze nimmt, ist zweifelhaft, auch Albrows Einschätzung der aufwärtsmobilen Nachfahr_innen von (überwiegend) indo-pakistanischen Migrant_innen steht auf einer schwachen Grundlage. Sie beruht auf leitfadengestützten Interviews. Eigene Erfahrungen mit qualitativen Feldforschungen zeigen, dass Interviewpartner_innen mitunter ihre zunächst politisch korrekten Selbstbeschreibungen sowie Kategorisierungen des Fremden und des Eigenen im Laufe einer längeren biographischen Spontanerzählung kippen. Man schaltet gewissermaßen von Political Correctness oder sozialer Erwünschtheit auf ‚Tacheles‘ um. Leitfadengestützte Interviews bieten solchen Wendungen keinen Raum. Sie sind weniger geeignet, tiefer liegende Relevanzstrukturen offen zu legen oder gar das Zusammenspiel lokaler und globaler Relevanzen im Alltagshandeln zu erfassen. Albrow kann seine Diagnose so weder verifizieren noch falsifizieren. Schließlich ist es fragwürdig, alle Interviewaussagen, die nicht das zugespitzte Bild der klassischen, durch ein ortsbezogenes Zusammengehörigkeitsgefühl geprägten lokalen Kultur bestätigen¹⁰, als Beleg für die Dominanz globaler Relevanzen im Alltag zu betrachten. Diese simple Dichotomie scheint zu wenig Raum für ein empirisches Dazwischen zu bieten.

Fragwürdig wird die Rede von den Socioscapes auch, wenn man zur Kenntnis nimmt, dass etwa in den Jahren nach der Jahrtausendwende u. a. in Paris (Oktober und November 2005) und London (August 2011) gewaltförmige Intergruppenkonflikte Schlagzeilen machen, die eine ganz an-

¹⁰ Charles Husband weist mich darauf hin, dass im Jahr 1900 die in Bradford erhältlichen Zeitungen mehr über Probleme und Ereignisse an den Rändern des Empire berichten als über lokale Ereignisse. War die gute alte lokale Kultur etwa doch nicht so lokal, wie Albrow und Eade annehmen?

dere Sprache sprechen als die der raumunabhängigen fluiden sozialen Milieus. Neben gewaltförmigen Konflikten lassen sich in großen wie in kleinen Städten unzählige gewaltlose Intergruppenkonflikte beobachten – etwa Konflikte um islamische Sakralgebäude, wie die von ihren Gegnern so genannte ‚*mega-mosque*‘ in London. Diese sollte in der Nähe des Olympischen Dorfes errichtet werden.¹¹ Solche Konflikte sprechen gerade nicht dafür, dass die städtischen sozialen Kontexte – aller Globalisierung zum Trotz – durch sinnhaft (und mit Blick auf Alltagsbegegnungen) gegeneinander verschlossene ortlose Beziehungsnetzwerke charakterisiert wären.

Martin Albrow¹² könnte gegen diese Kritik einwenden, dass Paris und Bradford oder andere Städte, in denen gruppenbezogene Konflikte um islamische Symbole, Konflikte um Umgehungsstraßen oder die ortsbezogene Sozial- und Schulpolitik ausgefochten werden, eben noch nicht jene vermeintliche Indifferenz ausgebildet hätten wie London und New York, dass dies aber in Zukunft der Fall sein werde. Doch welche Anhaltspunkte gibt es dafür, dass alle Städte dieser Welt bloß die Nachhut der Global-City-Avantgarde seien? Warum sollten London und New York die Ziellinie der soziokulturellen Evolution auf diesem Planeten markieren? Offenbar beruht die Globalisierungsrhetorik hier vor allem auf einer fortschrittsdeterministischen Denkfigur, die mit einem auf wenige westliche Städte fokussierenden Zentrismus gepaart ist (vgl. Berking 2006a, der in diesem Zusammenhang von Globozentrismus spricht).

Die Vielfalt der Beziehungsformen urbaner Vergesellschaftung gerät durch derart herbeigeredete Raum-, Zeit- und Beziehungsimplosionen aus dem Blick. Mindestens drei Gründe tragen zu solchen Fehleinschätzungen bei. Da ist zunächst der in die Geschichte der Stadtsoziologie eingeschriebene Zusammenhang von Stadtforschung und Modernisierung zu nennen, der exemplarisch im Mitte der 20er Jahre entwickelten Invasions-Sukzessions-Modell der Stadtentwicklung oder dem Race-Relation-Circle der Adaption und Assimilation von Migrant_innen zum Ausdruck kommt. Urbane Phänomene werden in diesem Zusammenhang als Anzeichen zukünftiger Verhältnisse betrachtet und müssen als Staffage für teleologische Schnellschlüsse (z. B. den des

¹¹ Die Betreiber des Moscheebauprojektes, die global agierende muslimische Missionsbewegung Tablighi Jamaat, scheiterte mit diesem Projekt nicht zuletzt deshalb, weil sie sich nicht um die Akzeptanz ihres Projekts in der Londoner Stadtdgesellschaft bemüht und die lokalen und stadtdgeographischen Kontextspezifika ignoriert hat.

¹² Und mit ihnen auch ebenso teleologisch operierende Systemtheoretiker_innen, die beispielsweise behaupten, dass die werdende Weltgesellschaft das Problem des Fremden bzw. den Fremden selbst abschaffe: „Die entstehende Weltgesellschaft ist andererseits auch im Begriff, die soziale Figur des Fremden zum Verschwinden zu bringen. Ein entscheidender Gesichtspunkt ist die funktionale Spezifikation aller Interaktionen, die auch an unvertrauten Orten, die man nie zuvor im Leben gesehen hat, relativ sichere Schlüsse hinsichtlich der Intentionen des jeweils Anderen erlaubt. Seine potentielle Fremdheit wird gewissermaßen in funktionsspezifische Interaktionen zerlegt, deren jede einzelne für sich relativ gut zu bewältigen ist, ohne daß die kompakte Fremdheit des Anderen thematisiert werden müsste“ (Stichweh 1992, S. 311-312). Die soziale Figur des Fremden falle dann den funktionssystemisch vorgeordneten und hochformalisierten „unpersönlichen Beziehungen“ (Stichweh 1992, S. 312) respektive den „strukturellen Fremden“ (vgl. Nassehi 1995, S. 454) zum Opfer, zu denen wir uns letztlich alle zählen müssen (vgl. kritisch dazu Hüttermann 1999). Ist der Fremde also nur ein Übergangsproblem auf dem Wege eines alle Städte und Regionen mitreisenden Trends zur vollendeten funktionalen Differenzierung?

Melting Pots) erhalten (vgl. den folgenden Abschnitt a). Zweitens ist die Fixierung auf Indifferenzgeneratoren anzuführen. Vor dem Hintergrund eines mechanistischen Vorverständnisses und offenbar durch das Architekturverständnis' Le Corbusiers mitbedingt, wird die Stadt als eine große Maschine missverstanden, die Indifferenz produziert (vgl. dem folgenden Abschnitt b).

a) Teleologie

Dem konzeptionellen Umgang mit Begriffsoppositionen wie Stadt/Land, Zentrum/Peripherie, Tempo/Verzögerung liegen Wertungen zugrunde, die das jeweils Erstgenannte attraktiv erscheinen lassen und das Zweitgenannte hintanstellen. Einige Autor_innen, von denen noch die Rede sein wird, begnügen sich nicht damit, sich von Vorlieben leiten zu lassen, sondern entwickeln Stufenlehren der stadtdgesellschaftlichen Entwicklung. Diese basieren meist auf teleologischen Kurzschlüssen.

Ein teleologischer Kurzschluss beginnt damit, dass man auf der Basis eines oder einiger weniger Wirkfaktoren einen Trend ableitet. Indem man im nächsten Schritt auf das abzusehende Ende des Trends schaut und so sehr darauf fokussiert, dass man alle entgegenwirkenden Faktoren aus dem Blickfeld verliert, ersetzt man dann den Gegenwartszustand mit der Leidenschaft theoretischen Gestaltungswillens durch den antizipierten Endzustand. Einmal in den Erkenntnistunnel versetzt, bleibt, abgesehen vom eiligen Streben nach dem berühmten Licht, welches man an dessen Ende zu erkennen glaubt, allenfalls ein flüchtiger Seitenblick auf das vermeintliche Nebenbei. So wie im Hochgeschwindigkeitszug die angrenzende Landschaft zu zitternden Linien zerfließt, so verschwimmen die relativ unmittelbaren Erkenntnisgegenstände auf der schnellen Erkenntnisreise des Teleologen zu groben Linien, die scheinbar von sich aus immer nur auf das besagte Licht verweisen wollen. Was von der urbanen Gesellschaft bleibt, lässt sich in etwa zwei Klassen von Erkenntnisgegenständen einteilen: einerseits Übergangsprobleme; das sind dann praktisch alle soziale Probleme, die als Effekt des Übergangs von einer Entwicklungsstufe zur nächsten erklärt werden¹³; und andererseits Indifferenzgeneratoren.

b) Von Generatoren und Maschinen

Als Indifferenzgeneratoren können etwa der Markt, die funktionale Differenzierung, die Transport-, Kommunikations- und Informationstechnik, das formale Recht, die Bürokratie, die Wis-

¹³ Wie Probleme zu Übergangsproblemen werden, lässt sich am Beispiel der Systemtheorie nachvollziehen. Konflikte der Einwanderungsgesellschaft und der Einwanderungsstadt werden dort als Probleme dargestellt, die mit der Umstellung von stratifizierter auf funktionale Differenzierung an Bedeutung verlieren müssen (vgl. Hüttermann 1999). Mit dem gleichen Taschenspielertrick schrumpfen Systemtheoretiker_innen auch Probleme, die mit der Räumlichkeit von Stadtdgesellschaften verbunden sind (vgl. Schroer 2006, S. 231-234 ff.). So behauptet Stichweh, dass der Gesellschaft im Verlauf der „soziokulturellen Evolution zunehmend die Kontrolle räumlicher Konditionen gelingt“ (Stichweh 2009, S. 156). Diese Behauptung kontrastiert auffällig mit Beobachtungen von Humangeograph_innen und Soziolog_innen, die sich empirisch und theoretisch mit dem Raumproblem befassen (vgl. z. B. Soja 1995; Keith 2005; Warf/Arias 2009).

senschaft etc. gelten, sofern sie dafür verantwortlich gemacht werden dürfen, vormoderne Beziehungsformen aufzulösen. Das Markthandeln wird in Geschichtswissenschaft und Soziologie als ein wichtiger Faktor gesehen, der zur Auflösung traditioneller Beziehungsformen beiträgt.¹⁴ Neben den viel diskutierten Effekten der Tauschwertrationalität und des Warenfetischcharakters, der die Machtbalancen der Klassen invisibilisiert und von dem Horkheimer und Adorno annehmen, dass er durch alle Poren der modernen Massenkultur dringt, ist der Aspekt der durch Marktbeziehungen bedingten Verlängerung und Vernetzung der Interdependenzketten zu nennen: Eine marktorientierte Handlung an einem Ort kann zeitgleiche oder verzögerte Effekte an ganz anderen Orten haben, die man partiell, aber kaum vollständig überblicken kann. Mit Blick auf Erforschung urbaner Wohnungsmärkte wurde schon in den 50er Jahren herausgearbeitet, welche weitreichenden Nebenfolgen das Handeln nur weniger Marktakteur_innen für die lokalen Intergruppenbeziehungen haben kann. Schon der Zuzug weniger afroamerikanischer Bewohner_innen in eine ‚weiße Nachbarschaft‘ bewirkte demzufolge im Nebeneffekt den Wegzug der weißen Bevölkerung. Dieser Effekt, der auch ‚*white flight*‘ genannt wurde, war möglich, weil die Präsenz von Afroamerikaner_innen in weißen Nachbarschaften ab einem bestimmten Level – dem so genannten ‚*tipping point*‘ – als Anzeichen für die zukünftige Abwertung der betreffenden Wohnimmobilien betrachtet wurde. Solche Zusammenhänge wurden seinerzeit unter dem Begriff ‚*neighborhood tipping*‘ (vgl. Grodzins 1957; Duncan and Duncan 1957) bzw. ‚*change without conflict*‘ (vgl. Mayer 1960) diskutiert. Damals wie heute gehen beinahe alle Segregationsprozesse – gleich ob auf urbanen Wohnungs-, Bildungs- oder Kulturmärkten (vgl. hierzu besonders Bourdieu) – auf anonyme Entscheidungen vieler Einzelner zurück. Die Verantwortlichkeit für die Effekte ihres Tuns ist nicht einfach zuzurechnen. Sie bleibt den Beteiligten oft selbst verborgen. Und doch zementieren gerade die durch anonyme Handlungsverkettungen bewirkten Segregationsprozesse die Vormacht wohlhabender urbaner Eliten gegenüber ärmeren oder zugewanderten Bevölkerungsgruppen. Indem sich Bessergestellte auf dieser Grundlage räumlich exklusiv vergesellschaften und entsprechend hochwertiges Sozialkapital und nützliche Informationen privilegiert akkumulieren können, verfestigt sich ihre Dominanz. Umgekehrt vergesellschaften sich die durch Segregation kondensierten Benachteiligten in sogenannten ‚Mobilitätsfallen‘ (vgl. Wiley 1967). Mobilitätsfallen entstehen, wenn die im strukturell segregierten Sozialraum akkumulierten sozialen, (kontra-)kulturellen und symbolischen Kapitalwerte entweder überhaupt nicht oder nur unter Inkaufnahme hoher Verluste in den dominanten Sozialraum mit seinen relativ ortsungebundenen Kapitalformen transferiert werden können. Pointiert ausgedrückt: Je erfolgreicher die Karriere in benachteiligten segregierten Sozialraum verläuft, desto unüberwindbarer werden die sozialen Schranken für diejenigen, die diesen Raum verlassen wollen. All dies geschieht, ohne dass es eines Masterplan bedürfte und ohne, dass eine Weichenstellende, ursächliche Machthandlung identifiziert werden könnte, aus der sich alles weitere

¹⁴ In diesen Zusammenhang können etwa zentrale Arbeiten Werner Sombarts, Karl Marx’ und Friedrich Engels’, der Annalesschule, der Weltsystemtheorie Wallersteins oder Simmels (*Philosophie des Geldes*) gestellt werden.

ergäbe. Stattdessen reichen unter lokalen Marktbedingungen viele anonyme Interaktionen hin, um Menschen und Menschengruppen in einer Stadt voneinander zu trennen.

Ein anderer Generator für die Trennung und Auflösung sozialer Beziehungen zwischen sozialen Gruppen ist die funktionale Differenzierung der Stadtgesellschaft. Sie ist in ihren Grundzügen schon von Georg Simmel erkannt worden. „Das bedeutsamste Wesen der Großstadt liegt in dieser funktionellen Größe jenseits ihrer physischen Grenzen“ (Simmel 1995, S. 127). Vor allem Systemtheoretiker_innen variieren immer wieder aufs Neue Simmels Befund, dass die in den Städten radikalisierte soziale Arbeitsteilung die Großstadtmenschen einander entfremdet.¹⁵ Sie argumentieren, dass die moderne Differenzierung der Funktionssysteme die Individuen nicht als ganze Person oder gar als Menschen, sondern als Rolle beziehungsweise als Träger_innen vielfältiger Leistungs- und Klientenrollen der Funktionssysteme in eben diese Systeme einbezieht. Diese Form der Einbeziehung hat die Ausgrenzung der ganzen Person zur Voraussetzung, die im Übrigen nicht nur ‚mehr‘, sondern auch etwas ‚anderes‘ ist als die Summe der von einer Person in Szene gesetzten Rollen. Sowohl der zu persönlicher Beziehung fähige Mensch als auch die klassische soziale Figur des Fremden, die Aufsehen erregt oder Abstoßungsreaktionen bewirkt, wie Weber herausstellte (vgl. Weber 1980, S. 234), fällt demnach den funktionssystemisch vorgeordneten und hoch formalisierten ‚unpersönlichen Beziehungen‘ zum Opfer (vgl. Stichweh 1992, S. 312; Nassehi 1995, S. 454-456; 2002, S. 228-229). Die Fremdheitserfahrung wird qua funktionaler Differenzierung in die Breite der urbanen Gesellschaft getragen: Niemand hat das so treffend auf den Punkt gebracht wie Georg Simmel:

„Der Fremde ist uns nah, insofern wir Gleichheiten nationaler oder sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr viele verbinden. In diesem Sinne kommt leicht auch in die engsten Verhältnisse ein Zug von Fremdheit. [...] [W]eil das Zweien Gemeinsame vielleicht niemals bloß ihnen gemeinsam ist, sondern einem allgemeinem Begriff zugehört, der noch viel anderes einschließt, viele Möglichkeiten des Gleichen [...], hier und da dringen sie doch wie Schatten zwischen die Menschen [...]. Vielleicht ist das in manchen Fällen die generellere, mindestens die unübersichtlichere Fremdheit, als die durch Differenzen und Gefühle gegebene“ (Simmel 1992, S. 769).

Sicher wären noch weitere Generatoren der Indifferenz und der Enträumlichung sozialer Beziehungen zu nennen, die ebenfalls zuerst in den großen Städten institutionalisiert worden sind, bevor sie sich in der Breite der Gesellschaft etablierten – etwa das Vertragsrecht. Doch diesen

¹⁵ Allerdings betrachten Systemtheoretiker_innen die Stadt anders als Simmel nicht mehr als Avantgarde der Moderne, sondern bloß noch als Nachhut einer sich global durchsetzenden funktionalen Differenzierung. Die Nachrangigkeit der Stadt gegenüber der Gesellschaft wird zusätzlich dadurch akzentuiert, dass die Systemtheorie der Stadt schließlich den ontologischen Status eines Systems abspricht: „Städte sind letztlich keine Einheiten, keine Systeme, sie operieren nicht als Städte, sondern sind dichte Räume, in denen Mannigfaltiges gleichzeitig geschieht – und zwar lose gekoppelt“ (Nassehi 2002, S. 223-224). Wie dies dann aber wieder mit der im selben Artikel gemachten Aussage zusammenstimmt, dass die Stadt eine „Synchronisationsmaschine“ (Nassehi 2002, S. 215) sei, mag das Geheimnis lose koppelnder Systemtheoretiker_innen bleiben.

und anderen Indifferenzgeneratoren – etwa Transport- und Informationstechnologien – zum Trotz haben moderne Individuen auch unter Bedingungen radikaler Urbanität nie aufgehört, einander im städtischen Alltag mit mehr oder weniger Interesse und mit mehr oder weniger Anteilnahme zu begegnen, einander Grenzen zu setzen oder eben auszuweichen. Sie bedienen sich dabei Gruppenkategorien und gruppenbezogener Habitusformen, die mal homolog zur funktionalen Differenzierung zu verorten sind (Berufs- und Laiengruppen; Leistungs- und Klientengruppen etc.) oder auch mal gewissermaßen ‚quer‘ dazu stehen (Generationen, Ethnizität, Gender, Szenen, Milieus, migrationsbezogene Gruppen etc.). Die Interaktion urbaner Akteur_innen gehorcht denn auch einer anderen Soziologik als der, welche uns die Extrapolation von Effekten urbaner Indifferenzgeneratoren nahe legt.

Die zentrale Frage, die man dann aber beantworten muss, lautet: Auf welcher methodisch-konzeptionellen Grundlage kann eine an Urbanität interessierte und von teleologischen Vorurteilen entkoppelte Sozialforschung die Struktur und Dynamik der Interaktionsbeziehungen stadtdgesellschaftlicher Gruppen und Akteur_innen – mithin die Stadtdgesellschaft selbst – erforschen, ohne die Dimension alltäglich gelebter Macht zu vernachlässigen? Im Folgenden soll hierauf eine Antwort gegeben werden.

4 Funktionen und Folgen urbaner Ausweichinteraktionen

Urbanes Ausweichhandeln ist zwischen dem eigenen Zurückweichen, Wegsehen, Vermeiden und der machtvollen Erzwingung des Ausweichens anderer bzw. ihrer Verdrängung oder ihres Abdrängens gespannt. In der Ausweichinteraktion impliziert das Vorrücken eines Akteurs bzw. einer Akteurin meist auch das Zurückweichen seines Gegenübers – und vice versa. Beide Aspekte sind wie die sprichwörtlichen Seiten einer Medaille untrennbar miteinander verbunden. In der Stadt kann Ausweichinteraktion die spontane und ohne Ansehen der Person erfolgende Vermeidung der Kollision begegnender Körper bezwecken. Ausweichhandeln kann aber auch ein Nachgeben oder gar ein Einknicken sein, das auf der Antizipation oder dem direkten Erleben des Gegenübers beruht und folglich mit Ansehen der Person oder ihres gruppenbezogenen Habitus' bzw. ihres Überholprestiges geschieht. Ebenso mag Ausweichhandeln jedoch mit einem aktiven, raumgreifenden Vorrücken verbunden sein, das andere wegschiebt, ausmanövriert, nötigt oder gar bezwingt. Ein zusätzliches Maß an Komplexität gewinnen Ausweichinteraktionen dadurch, dass nicht alle Begegnungen von Angesicht zu Angesicht geschehen, sondern durch Dritte (z. B. Grenzgänger_innen, Gatekeeper_innen oder Mittler_innen), durch Symbole sowie durch physische Strukturen vermittelt sind. Schließlich können Ausweichinteraktionen ganz beiläufig und flüchtig verlaufen, sodass es Mühe kostet, sie als solche zu erkennen. Oder Ausweichinteraktionen laufen so stark formalisiert, geregelt und zivilisiert ab, dass z. B. die sie begleitenden machtvollen Verdrängungsakte und die durch sie erzielten hierarchiebildenden Effekte im Modus der Unscheinbarkeit verbleiben. Und schließlich ist Ausweichverhalten nicht immer und ausschließlich anhand von Kurskorrekturen oder Kursabweichungen der sich im physischen Raum bewegenden Körper detektierbar. Vielmehr sind auch lebensweltliche, durch verbale wie nonverbale Kommunikation aufgespannte Dimensionen des Raumes zu berücksichtigen. So ist es beispielsweise in der Interaktion mit einem statusüberlegenen Gegenüber üblich, auf eine andere Stimmlage auszuweichen, um der Performance des Höherstehenden den ihr gebührenden Raum zu geben (vgl. Leongómez et al. 2017).

Wenn Ausweichhandeln nicht nur im Einzel- und Ausnahmefall vom Gewohnten abweicht, sondern eine viele Akteur_innen bewegende neue Richtung einschlägt, dann ändert sich auch die zugrunde liegende Machtbalance zwischen sozialen Gruppen (Organisationen, Institutionen, Individuen) der Stadtgesellschaft. Vermag ich nicht länger vorauszusetzen, dass mein Gegenüber mir an bekannten Orten zu üblichen Zeiten in gewohnter Weise ausweicht oder muss ich gar erfahren, dass es mir gezielt entgegentritt und der Aussicht auf Kollision standhält, dann sind gewohnte Machthierarchien und Intergruppenbeziehungen in Frage gestellt. Urbane Ausweichinteraktionen, von denen hier die Rede ist, sind mithin nie ohne Bezug zu den sich wandelnden Machtbalancen der Stadtgesellschaft.

4.1 Ausweichinteraktionen als flüchtige Begegnungen

Es ist eine Eigenschaft aller Interaktion, etwas in Bewegung zu setzen und zugleich selbst Bewegung zu sein. Dies berechtigt uns dazu, Interaktionen der Stadtgesellschaft unter anderem aus dem Blickwinkel der Ausweichbewegungen zu betrachten. Denn das von Ort zu Ort unterschiedlich ausgeprägte Muster urbaner Ausweichinteraktionen setzt sowohl Raum als auch Bewegung voraus; Ausweichbewegungen konstituieren und verändern den Raum sozialer Beziehungen. Unter der Voraussetzung, dass sich bewegende Körper nicht zur gleichen Zeit dieselbe Raumstelle einnehmen können¹⁶, beinhalten solche Ausweichbewegungen nicht nur das passive Zurückweichen bzw. das Raumgeben, sondern sie implizieren immer auch Handlungen des Raumnehmens bzw. der – wenn auch oft nur vorübergehenden – symbolischen oder realen Einnahme des Raumes. Auch von dieser Seite betrachtet ist in Ausweichhandeln ein Moment der Bewegung enthalten.

Grundsätzlich betrachtet hat das Ausweichhandeln keinen absoluten Anfang und auch kein absolutes Ende. Selbst der bzw. die Einsiedler_in, der bzw. die sich vom sozialen Leben zurückzieht, kann sich der Logik des sozialen Ausweichhandelns darum nicht entziehen; zumindest solange er bzw. sie oder andere, die von ihm wissen, sein Einsiedeln wahrnehmen und es z. B. als eine Reaktion auf soziale Erfahrungen oder Lernprozesse bestimmen. Auf der operativen Ebene der soziologischen Betrachtung sind aber Definitionen bzw. Grenzziehungen gefragt, die aus einem komplexen Prozess gleichsam Gegenstände herausbrechen, mit denen dann zu arbeiten ist. Für uns ergibt sich daher die folgende Bestimmung: Ausweichinteraktionen werden durch Raum beanspruchendes Handeln eingeleitet, das stets mit Macht rechnet und mit Macht gegen Macht ausgeführt wird. Eine analytisch aus den Beiläufigkeitsströmungen des Alltagshandelns herausgeschnittene Sequenz der Ausweichinteraktion lässt sich selbst wieder aufgliedern. Die Beanspruchung von Räumen – einschließlich der Beanspruchung von Zeiträumen¹⁷ – kann als Bewegung oder als Verharren eingeleitet werden. (Wobei das Verharren als konstitutives Gegenteil der Bewegung bzw. als leibgebundene Erfahrung dieser beiden Optionen zur sozialen Realität wird.) Der Raumbeanspruchung kann ein irritiertes Stocken oder Einhalten vorausgehen. In „nicht-zentrierten Interaktion[en]“ (Goffman 2009, S. 49) urbaner Akteur_innen ist Raumbean-

¹⁶ Übrigens kann nicht nur nicht dieselbe als extrasozial vorausgesetzte, physikalische, quasi euklidische Raumstelle, sondern auch eine sozial konstruierte relationale Raumstelle nicht zur selben Zeit zweimal besetzt sein. So kann beispielsweise das erste gemeinsame Kind der Dreh- und Angelpunkt in der Lebenswelt des Vaters und Mutter sein, doch mit dem zweiten Kind wird dessen Stelle nicht einfach neu besetzt, sondern der relationale Raum der Familie und die ihn bestimmenden Rollenpositionen neu konstituiert.

¹⁷ Alltägliche Ausweichinteraktionen haben immer auch eine zeitliche Dimension. Mitunter tritt diese Dimension besonders deutlich in den Vordergrund. Und zwar insbesondere dann, wenn Ego sein Gegenüber in dessen routinemäßigen Handlungsablauf unterbricht und seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Neben dem Unterbrechen ist auch die Form ‚*Wartenlassen versus Wartenmüssen*‘ für die Beanspruchung von Zeiträumen im Rahmen alltäglicher Ausweichinteraktion charakteristisch. Unterbrechungen und Wartenlassen sind so betrachtet, einleitende Akte einer Ausweichinteraktion auf der Zeitebene.

spruchung zum Beispiel häufig die selbstverständliche schwungvolle Fortsetzung einer zeiträumlich verlaufenden Handlungskette beziehungsweise einer Bewegung, deren Anfang nicht an einem absoluten Beginn festgemacht werden kann; wohl aber an einer Kraft, die eine Bewegungsrichtung anzeigt. Je entschlossener die Fortsetzungsabsicht bzw. das „zielgerichtete Unterwegssein“ (Edmund Love, nach Goffman 2009, S. 71) dem Gegenüber signalisiert wird, desto wahrscheinlicher ist die erfolgreiche Durchsetzung des Anspruchs.

Die Räume, die hier beansprucht werden, können durch intersubjektiv verbindliche symbolisch oder zeichenhaft angezeigte Grenzen, Hindernisse, Durchlässe oder Öffnungen konstituiert sein. Sie mögen als ‚Behälterräume‘ erlebt werden (vgl. Schroer 2006, S. 174-176), wie etwa die Räume der Sakralarchitektur, die Räume eines Amtes oder der durch dekorative Stellwände separierte Tisch in einem Restaurant, das umzäunte Grundstück und dergleichen mehr. Mitunter erfährt man den beanspruchten Raum aber auch als fragile Einheit, deren Grenze permanent zur Verhandlung steht. Dies gilt etwa für den selbst wieder mobilen Interimsraum, den beispielsweise ein_e Fahrradfahrer_in in der Fußgängerzone beansprucht, indem er ihn in seine Bewegungsrichtung projiziert, ihn anderen gegenüber signalisiert, durchfährt und zugleich wie einen verengten Horizont für andere vernehmbar vor sich herschiebt – etwa durch warnende Geräusche, einen entschlossenen, Blick¹⁸ oder durch die bloße Aufrechterhaltung seiner Annäherungsgeschwindigkeit, mit der er seine reduzierte Bereitschaft zur Rücksichtnahme auf andere kommuniziert.

Die Verkehrspsychologie spricht in diesem Zusammenhang auch vom Raum als *Fahrschlauch*. Die Begriffe *Fahrschlauch* oder auch *Flugschlauch* werden im Kontext der Entwicklung von Fahrerassistenzsystemen verwandt; und zwar insbesondere dort, wo es um das Problem der Visualisierung des jeweils eingeschlagenen Bewegungspfades und darauf bezogener möglicher Hindernisse für eine_n Flugzeug- oder KFZ-Pilot_in geht (vgl. Piechulla et. al. 2002). Soziologisch betrachtet geht es nicht nur um die Visualisierung der eigenen Bewegung für den bzw. die sich gerade bewegende_n Akteur_in, sondern auch für die ihm bzw. ihr begegnenden, stehenden oder sich selbst wieder bewegendenden Akteur_innen. Betrachtet man die technischen Leistungen, die etwa ein Head-Up-Display erbringen muss, um den Piloten zu orientieren, dann wird deutlich, welche Leistungen Passant_innen und andere Akteur_innen tagtäglich erbringen müssen, um sich in einem Raum erfolgreich zu bewegen, der Begegnungen impliziert.¹⁹

¹⁸ Um sich durchzusetzen, kann der bzw. die Beanspruchende gezielt dem Blickkontakt mit seinem Gegenüber ausweichen bzw. diesen vermeiden. „Wenn sich ein Fußgänger einen bestimmten Teil der Strasse vor einem anderen Passanten sichern will oder ein Autofahrer für seine Richtung die Vorfahrt vor anderen Autofahrern oder Fußgängern haben möchte, besteht eine Strategie darin, die Augen des anderen zu meiden, um so kooperativen Anforderungen aus dem Weg zu gehen“ (Goffman 2009, S. 107).

¹⁹ Wie schon Max Scheler zeigte, werden diese Leistungen im Alltag oft beiläufig, im Modus der Routine erbracht: „So gehört zum momentanen Milieu [...] auch alles, mit dessen *Dasein oder Nichtsein*, *Sosein* oder *Anderssein* ich bloß *praktisch 'rechne'*, z. B. die Wagen und Menschen, denen ich ausweiche (in Gedanken verloren oder meinen Blick auf einen Menschen in der Ferne gerichtet)“ (Scheler 1980, S. 154).

Raum beanspruchendes Verhalten wird in der Regel mit Raum gebenden Verhalten beantwortet.²⁰ Alter Ego weicht mit seinem Körper und gegebenenfalls auch mit seinen technisch und sozial erweiterten Körpergrenzen aus, um den Weg für den anderen frei zu geben. Auf die Zeitdimension bezogen heißt dies: Alter Ego gibt nach und wartet. Entweder es verzichtet ganz auf die ursprünglich gemeinte zeitliche Reihenfolge seiner Aktivitäten oder aber es verschiebt sie. Es widmet oder gewährt dem bzw. der beanspruchenden Akteur_in Zeit. Mit dem affirmativen Akt des Raum- oder Zeitgebens ist eine Ausweichinteraktion abgeschlossen.

Gerade unter der Bedingung urbaner Verdichtung sind Beanspruchung und Freigabe von Raum und Zeit durch viele Einzelne mitunter so hochfrequent und episodisch, dass sie als ein und derselbe Vorgang erlebt werden. Darum, aber auch aufgrund seiner Redundanz und seiner Beiläufigkeit unterschätzt man vielleicht die Bedeutung des Ausweichhandelns. Wie bei vielen Dingen, die im Eifer der Bewegung und der Blickfixierung auf die Bewegungsrichtung – hier die Fixierung und die Bewegung in Richtung urbaner Indifferenz – in den toten Winkel der Beobachtung geraten, sieht man dabei nicht, was einem entgeht: in unserem Falle nämlich a) die Soziologik der Reproduktion, der Variation und des Erlebens gruppenbezogener Machtstrukturen in Städten und b) der Ursachenkontext für viele soziale Konflikte im urbanen Raum der Einwanderungsgesellschaft.

Um dies zu veranschaulichen, sei der folgende Rückgriff auf ein nur auf den ersten Blick weit entferntes Themenfeld erlaubt: Die Autoindustrie legt großen Wert auf das so genannte ‚Überholprestige‘ ihrer Fahrzeuge. Denn wer auf der Autobahn in seinem Rückspiegel den typischen Kühlergrill eines Mercedes oder BMW sieht, ist eher dazu bereit, die Überholspur zu räumen als derjenige, der darin einen Fiat oder Renault erkennt. Solche *situational stratifications* (vgl. Collins 2000) ereignen sich nicht nur in der automobilen Welt, sondern überall dort, wo sich Menschen auf ihren alltäglichen Wegen im Raum begegnen. Was dort der Kühlergrill ist, ist hier der Habitus. Lifestyleattribute, Redensarten, eine beschämende Form von ausgesuchter Höflichkeit, der ostentative Verweis auf den dichten Terminkalender, die in das Kompliment an den bzw. die Gesprächspartner_in eingeflochtene Anspielung auf die überlegene Reputation des Sprechers bzw. der Sprecherin und schließlich das Wartenlassen (etwa im Vorzimmer): All dies kann bei alltäglichen Begegnungen im Sozialraum als folgenreiche Inszenierung und Anwendung von Überholprestige wirken, das andere zur Freigabe oder gar Aufgabe von Raum- und Zeitprioritäten veranlasst.

Die Analogie des Straßenverkehrs darf nicht zu dem Fehlschluss verleiten, dass Ausweichinteraktionen vornehmlich urbane Fußgängerzonen und Straßennetze betreffen. Daher noch ein Beispiel aus der Gastronomie. Goffman führt es an, um zu zeigen, dass man Interaktionspartner_innen durch Ausweichhandeln in die Rolle von Unpersonen abdrängen kann. Dies insbesondere

²⁰ Um die Darstellung nicht über Gebühr zu verkomplizieren, wird an dieser Stelle darauf verzichtet, das Raum beanspruchende und Raum gebende Verhalten mit Blick auf die ebenfalls oft im Modus der Beiläufigkeit erfolgende Einforderung und Gewährung von Zeiträumen zu betrachten.

dann, wenn man ihnen die Chance nimmt, so zu tun, als seien sie einander gleichgültig bzw. indifferent. Wenn

„[...] zwei einander fremde Paare gezwungen sind, im Restaurant am gleichen Tisch zu sitzen, und keinen umfassenden Kontakt anstreben, dann kann sich das eine Paar stillschweigend der lauterer Interaktion des anderen beugen. Das sich unterordnende Paar kann in solchen Situationen versuchen, Unabhängigkeit und höfliche Gleichgültigkeit zu zeigen, indem es ein Gespräch für sich beginnt. Aber während dies für das andere Paar durchaus überzeugend wirken mag, ist es im eigenen Fall keineswegs so: Die Bescheidenen gestehen durch das eigene leise Gespräch einander ein, dass sie in den Hintergrund gedrängt wurden. [...] Hinzufügen ist, dass die Durchsetzungsmacht in diesen Fällen nicht von den Muskeln herrührt, sondern bezeichnenderweise von der sozialen Schicht“ (Goffman 2009, S. 168).

Diese alltäglichen Ausweichinteraktionen spielen sich ab, ohne dass symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien wie Geld oder Organisationsmacht ins Spiel kommen müssen. Denn ‚soziales Überholprestige‘ leitet sich nicht eins zu eins von der Position in der Sozialstruktur ab. Während auf der Autobahn einiges dafür spricht, dass der bzw. die Mercedesfahrer_in eher einen gehobenen sozialen Status aufweist und lebensweltlich sedimentierte Vorfahrtsrechte²¹ beanspruchen darf, kann ein in sozialstruktureller Sicht untergeordneter Eckensteher bzw. eine ebensolche Eckensteherin selbst einen stark motorisierten Geschäftsmann bzw. eine stark motorisierte Geschäftsfrau im Street-Corner-Milieu dazu zwingen, einen Bogen um ihn oder sie zu machen bzw. zu fahren. Hierarchien und lebensweltliche Vorfahrtrechte variieren mit den je relevanten Interaktionsfeldern (Figurationsfeldern), auf denen man sich begegnet.

Die Interaktionssequenzen des Ausweichhandelns werden, wie bereits gesagt, in der ganz überwiegenden Zahl der Fälle mit dem spontanen Nachgeben oder Freigeben abgeschlossen. Mitunter aber wird diese meist ‚kurze‘ Sequenz in die Länge gezogen – z. B. durch eine wechselseitige Irritation oder gar durch einen unerwarteten Widerstand, der wiederum Konfrontation und Konflikt zur Folge haben kann. Im letzteren Fall kann die im Ausweichhandeln ursprünglich gemeinte Bewegungsrichtung verändert oder gar umgekehrt werden. Wird die einmalige Abweichung von einer zuvor etablierten Ausweichinteraktion nachgeahmt und mithin ein eingelebtes Muster durch ein neues Muster ersetzt, so können dadurch Machtverhältnisse, die gerade noch als ehern und ewig galten, verändert werden. Vermag ich nicht länger vorauszusetzen, dass mein Gegenüber mir in bekannter Weise ausweicht, oder muss ich gar erfahren, dass es mir gezielt entgegentritt und der Aussicht auf Kollision standhält, dann sind lebensweltlich eingebettete Machthierarchien und Intergruppenbeziehungen in Frage gestellt.

²¹ Im Unterschied zu rechtlich institutionalisierten Vorfahrtsregeln basieren lebensweltliche Regeln auf gemeinsam geteilten Selbstverständlichkeiten, die im Zuge der Primär- und Sekundärsozialisation und nicht zuletzt auch im Medium des *urban learnings* verinnerlicht werden. Eines der zentralen lebensweltlichen Legitimationsprinzipien, auf die sich lebensweltliche Schichten des Selbstverständlichen selbst im Enttäuschungsfall noch stützen können, ist das Gewohnheitsrecht. Als lebensweltliches Prinzip beruht das Gewohnheitsrecht auf Wiederholungen bzw. Alltagsroutinen, die wir schon deshalb lieb gewinnen, weil sie uns Orientierungssicherheit geben.

Hierarchiewirksame Veränderungen in der Ausweichinteraktion sozialer Gruppen können wenig spektakuläre, aber nichtsdestoweniger sehr bewegende Konsequenzen für das Alltagserleben der Betroffenen haben. Als Beispiel sei eine Beobachtung aus dem Jahre 1997 herangezogen, die zeigt, wie Alteingesessene des Duisburger Stadtteils Marxloh die Tatsache erleben, dass die ehemaligen Gastarbeiter_innen und ihre Nachfahr_innen nicht mehr nur in die berufsständischen Randbereiche und wohnumfeldbezogenen der Gesellschaft ausweichen, sondern neue Branchen und Räume beanspruchen.

Kebab

(Auszug aus dem Forschungstagebuch)

Gegen Mittag bin ich einmal zufällig in einer bürgerlichen Kneipe an der Wiesenstraße, etwa 500m vom Schwelgern-Stadion entfernt gelandet. Vor der langen Theke hocken drei ältere Herren, alle um die 60, beim Pils. Thema ist der ein oder zwei Tage zurückliegende Tod eines Freundes: Jetzt würden wohl jede Menge Kränze gestiftet; von der SPD, den Verwandten, von der Knappschaft etc. „Da könnten so an die 20 Kränze gestiftet werden.“ Es stellt sich nun heraus, dass der Tote eine Kneipe oder Gaststätte betrieben hatte, die jetzt wohl verkauft werden müsse. Man fragt sich, wer denn jetzt die Kneipe kaufe. Eine „tüchtige schlanke Kellnerin“ wird als Nachfolgerin ins Spiel gebracht. Und dann, mit deutlichem Abscheu: „Oder ein Türke, die haben doch schon fast alle Geschäfte hier. Die machen dann wohl ein Café daraus.“ Ein anderer: „Noch ein Café? Et gibt doch schon vier oder fünf davon um die Ecke. Womit verdienen die wohl ihr Geld?“ Daraufhin der andere wieder mit trockenem verschmitztem Unterton: „Mit Kaffee!“ Alle lachen. „Ja die haben doch hier schon alle Imbissbuden mit ihrem, – Kebab? Oder wie heißt dat?“ Der Thekennachbar bestätigend: „Kebab.“ Der dritte: „Und die Friseure! Die Friseure sind doch auch schon alle Türken!“

Das angeführte Beispiel steht in einem Kontext, den ich an anderer Stelle ausgeleuchtet habe (vgl. Hüttermann 2000a, 2000b, 2003). Aus der Sicht von älter eingesessenen Duisburger_innen, also jener Akteur_innen, deren Diskurs dieses Protokoll einfängt, besetzen Gastarbeiternachfahr_innen die Räume der wohnumfeldnahen Stadtgesellschaft und überschreiten die selbstverständlichen Standesgrenzen der Raumnutzung. Die Symbolik des identitätsaffirmativen Raumes, welche das Handlungserleben vor allem der älteren Generation deutscher Alteingesessener in der wohnumfeldnahen Stadtgesellschaft bestimmt, wird in dem Maße überschrieben, wie die Symbolik der Gastarbeiternachfahr_innen in lokalen Raum eindringt. Alteingesessene sehen sich genötigt, den Zugewanderten, die sie als heranrückende und zugleich als in illegitimer Weise sozial aufrückende Besitzer_innen wahrnehmen, auszuweichen. So meiden sie beispielsweise nahe gelegene Straßenbahnhaltestellen, nehmen Umwege in Kauf und ziehen sich in die noch verbleibenden identitätsaffirmativen Räume des Stadtteils zurück.

Die gruppenbezogene Ausweichinteraktion ist nicht auf Figurationen der migrationsbezogenen Diversität beschränkt. Ausweichhandeln konstituiert, reproduziert und variiert vielmehr auch Gender-, Generationen- und Klassenfigurationen oder beispielsweise das Verhältnis von Fan- und Lebensstilgruppen, die füreinander in ihrem Abgrenzungsverhalten von konstitutiver Bedeutung sind (z. B. im Fußball). Es ist sowohl für das lokale Verhältnis von Fußgänger_innen, Fahrradfahrer_innen und Autofahrer_innen auf dem Figurationsfeld des urbanen Transportes mit zuständig als auch für die Beziehung zwischen anderen Bevölkerungsgruppen – etwa in Form von Segregation im Wohn- oder Schulsektor.²² Und wie Bourdieu zeigt, kommt es auch auf solchen Feldern zur Figurationswirksamkeit, wo Akteur_innen ihr Terrain abstecken, indem sie feine, auf Abstandswahrung zielende Unterschiede markieren (vgl. Bourdieu 1982). Wenn die imitierenden und simulierenden Parvenüs in die zuvor exklusiven Bereiche des Kulturkonsums nachrücken, sind die Eliten dann längst in andere Bereiche ausgewichen, um das eingelebte Machtdifferenzial reproduzieren zu können.

Um keinen Zweifel an der Allgegenwärtigkeit des Ausweichhandelns zu lassen, sei im Folgenden eine historische Anekdote gestreift. Gabriel Tarde führte sie einst an, um seine Soziologie der Nachahmung zu veranschaulichen. Das Beispiel betrifft das figurative Feld des Theaters in Paris. Tarde zufolge begann die Französische Revolution nicht erst 1789, sondern schon in den Jahren zuvor – dann nämlich, als das bürgerliche Publikum in Paris den stets zuerst in Versailles auf die Bühne gebrachten Uraufführungen nicht mehr artig applaudieren wollte (vgl. de Tarde 2003, S. 223). Im Lichte einer Soziologie der Ausweichinteraktion wäre der verweigerte Applaus der Bürger nicht einfach als ein verweigerter Applaus zu betrachten, sondern zugleich auch als die körpersprachlich ausgedrückte Weigerung des aufstrebenden Bürgertums, dem Versailler Adel weiterhin das Vorrecht zuzugestehen, die künstlerischen Entwicklungsrichtungen vorzugeben, denen das Pariser Bürgertum bloß zu folgen hätte. Statt wie zuvor diesem Vorfahrtsanspruch fügsam klatschend auszuweichen und ihn damit symbolisch zu ratifizieren, zog das avancierende Bürgertum eine Grenze des Widerstands gegen die Vorfahrtsrechte der herrschenden sozialen Gruppe. Auf dem figurativen Feld des Theaters erhob es nun seinerseits Anspruch auf das Vorrecht der Trendsetzung. Auch dies also eine Ausweichinteraktion auf dem Interaktionsfeld des urbanen Theaters.

4.2 Ausweichinteraktionen – korporativ und korporeal

Ausweichinteraktionen leisten im Alltag mindestens dreierlei: Zum einen werden Intergruppenbeziehungen im Vollzug des Ausweichhandelns (zumeist) en passant hervorgebracht. Auf diese Weise werden Machtbalancen konstruiert, die eine flüchtige Interaktionsepisode bei weitem

²² Insofern sie auf Verdrängungs- und Vermeidungseffekten oder entsprechenden -intentionen beruht, kann Segregation selbst als Ausweichhandeln bestimmt werden. (Vermeidung heißt hier: das Vermeiden unerwünschter Begegnungen bzw. unerwünschter Situationen des Ausweichhandelns).

überdauern können. Zum anderen werden durch ihr Prozessieren urbane Intergruppenbeziehungen für die Beteiligten erst erlebbar. Und zum Dritten objektivieren, variieren oder ratifizieren Ausweichinteraktionen die besagten Beziehungen und Machtbalancen – je nachdem, ob raumgreifendes Handeln mit Nachgiebigkeit, Standhalten oder Widerstand beantwortet wird. Sowohl das *defensive Ausweichhandeln*, das der Vermeidung von Kollisionen und Konflikten dient und sich im Abrücken vom ursprünglich gemeinten Kurs ausdrückt, als auch das *offensive Ausweichhandeln*, das trotz Kollisionsgefahr am ursprünglich gemeinten Kurs festhält und dem Gegenüber zumutet, zurückzustecken, stellt eine wertvolle Datengrundlage für die Stadtforschung dar. Denn auf dieser Datengrundlage kann die Analyse des urbanen Alltags gewissermaßen Negative erstellen, die – wenn man sie adäquat belichtet bzw. figurationssoziologisch analysiert – lokale Konfliktkonstellationen und -dynamiken abbilden. Mehr noch: Die auf diese Weise zu gewinnenden Bilder dokumentieren den Modus des alltäglichen Erlebens von gruppenbezogenen Machtbalancen und vom sozialen Wandel der Stadtgesellschaft.

Urbane Ausweichinteraktionen werden, wie bereits gesagt, durch Raum (oder auch Zeit) beanspruchendes Handeln eingeleitet. Beobachtet man im Gewebe der sich verflechtenden Interaktionsketten des raumgreifenden Alltagshandelns die Sequenz einer Ausweichinteraktion, so lassen sich mindestens zwei Untersequenzen isolieren: Zum einen der Anspruchsakt und zum anderen Akte seiner Affirmation oder Negation. Sofern dies den formellen oder informellen Normen des Alltags entspricht, wird den Ansprüchen, Räume zu begehen oder zu besetzen, in der Regel stattgegeben. Auf den meist beiläufig erhobenen Anspruch folgt dann bloß das erwartete, durch Bewegungsänderungen ratifizierte Stattgeben des Beanspruchten. Im Kontext nichtzentrierter Interaktionen unter Anwesenden wird das Stattgeben zuvor mit einer flüchtigen Modifikation der Blickrichtung oder des Körperschwerpunktes angekündigt. Auf die Beanspruchung von Raum kann aber auch ein Zaudern oder ein Zögern folgen. Mitunter kommen auch komische Reaktionen zustande, wenn ausgerechnet wechselseitige, rücksichtsvolle Ausweichmanöver zur Kollision führen. Die dann in Form eines wechselseitig dargebrachten Lächelns kommunizierten Entschuldigungen – quasi beiläufige Konfliktverzichtserklärungen – beenden und verflüchtigen solche Episoden dann meist schnell und unauffällig.

Mitunter sind Ausweichinteraktionen in Begegnungssituationen aber gar nicht komisch. Wenn die Begegnenden an ihren ursprünglichen Kursen festhalten, obwohl sie wechselseitig eine Kollisionsgefahr wahrnehmen, so kommuniziert schon das beidseitige Beibehalten der Bewegungsrichtung, mit der die Akteur_innen ihre Fahrschlauchterritorien markieren, und erst recht die konsequente und ostentativ entschlossene (Irritierbarkeit ausschließende) Bewegung der sich aufeinander zu bewegenden Körper (bzw. Körpervehikel wie etwa Autos), Raumansprüche zu erheben und bis auf Weiteres zu verfolgen. Das ‚Weiteres‘ ist dann die meist beiläufig erfolgende Klärung jener Machtbalance, die der Ausweichinteraktion zugrunde liegt.

Der Anspruch, ein durch Blick- und Bewegungsrichtung markiertes Fahrschlauchterritorium auch besetzen zu dürfen, wird mit einem entsprechenden Gegenanspruch beantwortet. Wer im An-

gesicht der drohenden Kollision bzw. der sich gegeneinander schiebenden Fahrschlauchterritorien zu früh inne hält, hat diesen episodischen Kampf bereits verloren, es sei denn, derjenige, der zuerst stoppt, transponiert den durch bloßes Bewegungsverhalten und Mimik (und gegebenenfalls Gestik) kommunizierten ‚Konflikt vor dem Konflikt‘ jetzt auf eine andere Ebene. Um das Stehenbleiben nicht als Zurückstecken erscheinen zu lassen, muss der Konflikt mit anderen ‚Waffen‘ fortgesetzt werden. Denn wer in seinem Körper/Vehikel in dieser Begegnungssituation stoppt, der stellt unweigerlich auch sein Fahrschlauchterritorium zur Disposition. Dies ist so, weil die Existenz eines Fahrschlauchs nur darauf gründet, dass dieser durch Bewegung bzw. durch die Kommunikation von Bewegungsrichtung beansprucht wird. Stoppt die Bewegung, kollabiert der Anspruch auf das Fahrschlauchterritorium – und damit auch dieses selbst. Will der bzw. die Anhaltende dies verhindern, kann er bzw. sie unmittelbar den Raum der verbalen Kommunikation betreten und möglichst ‚schlagfertig‘ mit seinem bzw. ihrem Anspruch besetzen. Andernfalls erschiene er bzw. sie als nachgiebig.

Ähnlich prekär wie Fahrschlauchterritorien sind persönliche Räume. Ihre Prekarität ergibt sich zunächst dadurch, dass ein Übergriff hier sofort als möglicher Angriff auf die persönliche – wenn nicht gar leibliche – Integrität verstanden wird. Weil sie sakrosankt sind, sind die Grenzen des persönlichen Raumes für Konflikteskalationen besonders anfällig. Darüber hinaus sind persönliche Räume auch prekär, weil sie je nach sozialer Situation und Machtbalance expandieren oder kontrahieren (vgl. Goffman 1982, S. 70). Wer eine soziale Situation und somit auch das Ausmaß des beanspruchten persönlichen Raumes einer anderen Person falsch einschätzt, kann ebenfalls zu Konflikt Anlass geben. Vor allem, wenn er dabei ‚jemandem auf den Schlips tritt‘, wie der Volksmund es ausdrückt, bewegt er sich auf gefährlichem ‚Gelände‘.

Man zieht die Grenzen des persönlichen Raums im Gedränge eines prall gefüllten Fahrstuhls enger als in einer Straßenbahn, in der sich nur wenige Passagiere weiträumig verteilen. Von Paparazzi verfolgte Prominente oder gefährdete Persönlichkeiten, die auf raumgreifende Selbstinszenierung hinwirken, definieren ihren persönlichen Raum weiter als andere Stadtbewohner_innen. Machtvolle Cliques im Eckenstehermilieu beanspruchen ein größeres Territorium als nachrangige Cliques oder Passant_innen, die ihre Routinewege gehen. Zustiegende, die sich in der U-Bahn neben einen vereinzelt Gast auf die Sitzbank setzen, ohne dabei auf zugrunde liegende Bekanntschaft oder Freundschaft zurückgreifen zu können, werden in der Regel als zudringlich empfunden, selbst wenn sie zuvor um Erlaubnis gebeten haben. Mitunter werden auch ortsungebundene Interimsräume, wie die besagten Fahrschlauchterritorien, als in Fahrtrichtung verlängerte persönliche Räume empfunden; andernfalls wären viele Konflikteskalationen im Straßenverkehr nicht zu verstehen. Im Allgemeinen aber wird die Norm der Wahrung persönlicher Räume durch flüchtige, sich fortdauernd wiederholende Ausweichinteraktion im urbanen Alltag immer wieder aufs Neue ratifiziert.

Nicht alle Räume sind so prekär wie persönliche Räume oder jene Fahrschlauchterritorien, welche die urbanen Akteur_innen in relativ dichten Bewegungsströmen gleichsam umeinander weben oder – wie gezeigt – mitunter auch gegeneinander schieben. Dass Räume relativ stabil sein

können, verdanken sie u. a. ihrer Begrenzung (zudem ist die rechtliche Institutionalisierung von großer Bedeutung). Zu den durch intersubjektiv verbindliche Grenzen oder Symbole markierten Territorien gehören etwa sakrale Räume, aber auch die Räume eines Amtes, eines Kinos oder eines Grundstückes. Zäune, Mauern, Tore, Türen, Schranken, Schleusen, Fassaden, architektonische Formen, visuelle, akustische oder olfaktorische Symbole dienen dann (natürlich nicht ausschließlich) der Begrenzung. Bei begrenzten Territorien kann es sich um Immobilien oder auch um ‚Mobilen‘ wie etwa Wohnwagen, Zugabteile oder Fahrstuhlkabinen handeln. Umgrenzte Territorien können dauerhaft legitim und/oder legal besetzt werden oder auch nur vorübergehend eingenommen werden. Territorien, die Interimscharakter haben (wie etwa eine besetzte Parkbank, der reservierte Tisch im Restaurant, der bezahlte Parkplatz, der Behindertensitz im Bus, den ein Fahrgast mit Schwerbehindertenausweis in Anspruch nimmt, oder der Liegestuhl am Pool) sind nicht an ihren Rändern gekennzeichnet, sondern von ihrem Zentrum ausgehend markiert. Die Markierung dieser Interimsterritorien erfolgt entweder durch ihre faktische, leibhaftige Besetzung oder ihre Reservierung durch Platzhalter, die auf die vorübergehend abwesenden Anspruchserhebenden verweisen (wie etwa das berühmte Handtuch auf dem Liegestuhl oder die Jacke auf der Sitzlehne) und ihn symbolisch zur Anwesenheit bringen.

Grundsätzlich kann der Anspruch auf Zutritt und Besitz von Territorien entweder rechtlich autorisiert oder/und bloß lebensweltlich (also quasigewohnheitsrechtlich) legitimiert sein. Für den Alltag der Ausweichinteraktion spielt die rechtliche Autorisierung selten eine Rolle. Denn selbst wenn es im Strome der urbanen Ausweichinteraktionen zu Konflikten kommt, so werden diese in den ganz überwiegenden Fällen beigelegt, weil man einfach weiter geht/fährt. Sie bleiben kurze Episoden, die ohne Rechtsprechung auskommen oder längst beendet sind, wenn etwa die herbeigerufene Polizei eintrifft. Die rechtliche Institutionalisierung von Grenzen, Passagen oder der Ausdehnung von Territorien ist für die Erforschung des alltäglichen Erlebens von urbaner Intergruppenfigurationen im Medium von Ausweichinteraktionen weniger bedeutsam als vielmehr die innere Soziologie der Ausweichinteraktionen selbst. Um sie freizulegen gilt es erst einmal, die Frage zu beantworten, wie die Akte des alltäglichen Raumgreifens – also die Eröffnungsakte der Ausweichinteraktion – ablaufen.

Die Art, wie man ein Territorium beansprucht, ist u. a. durch die Stabilität der Umgrenzung bzw. durch die Machtressourcen derjenigen mitbedingt, die diese Grenze bewachen oder ggf. verteidigen. In modernen, offenen (Stadt-)Gesellschaften gibt es prinzipiell keine absolut hermetisch geschlossenen Räume, die den Anspruch aller exterritorialen, jenseits der Umgrenzung wirkenden Akteur_innen auf das in Frage stehende Territorium jederzeit abwehren. Vorausgesetzt, dass es in einer modernen Demokratie keine rechtsfreien Räume gibt, hat im Zweifelsfall einer/eine immer Zutritt: nämlich der mit dem Gewaltmonopol bewehrte Staat bzw. die Polizei. Urbane Räume sind mithin nicht absolut exklusiv. Sie sind aber auch nicht absolut offen. Jeder auf den ersten Blick offen erscheinende urbane Raum hat eine Grenze, die durch andere mehr oder weniger exklusive Räume und die Positionierung anderer gesetzt sind. Ich kann den Raum nicht ohne Rücksicht auf soziale Grenzen und Kollisionsgefahren beanspruchen. Selbst am

Rande eines großen Platzes finden sich wieder Grundstückzäune, Fußgängerwege oder Fahr-
bahnmarkierungen. Davon abgesehen bewegen sich auf eben diesem Platz auch andere Ak-
teur_innen, die ihr persönliches Territorium oder Fahrschläuche beanspruchen. All dies zwingt
mich zu immer neuen Situationseinschätzungen und Kursberechnungen. Territorien sind mit
Blick auf zugrunde liegende Machtbalancen (oder deren situative Aushandlung) nur relativ aus-
grenzend und – von der anderen Seite betrachtet – nur relativ offen. So sind manche urbane
Territorien quasi beiläufig und ohne manifeste Sanktionen erreichbar, andere dagegen werden
nur mittels Verfügungsgewalt über Macht, Renommee, Geld und/oder soziales Kapital zugäng-
lich.

Wenn es wahr ist, dass urbane Akteur_innen nicht ohne raumgreifende Bewegung handeln kön-
nen, so kommen sie nicht umhin, Räume in offensiver oder defensiver Form zu beanspruchen.
Die Form der Beanspruchung von urbanen Räumen ist vielfältig. Sie hängt u. a. davon ab, ob es
sich um mobile, relativ ortsunabhängige Interimsräume handelt – wie etwa das besagte Fahr-
schlauchterritorium oder der Raum, den ein Photograph gegenüber Dritten in Anspruch nimmt,
wenn er auf einem öffentlichen Platz ein Motiv fotografiert oder, um ein anderes Beispiel her-
auszugreifen, der Raum, den man beansprucht, wenn man sich über die Köpfe von Dritten hin-
weg unterhält und schließlich der Raum, den man sich anmaßt, indem man in Anwesenheit Drit-
ter per Handy intime Gespräche führt – oder ob es sich um relativ geschlossene Räume handelt
(Goffman spricht hier von ‚Schachteln‘ bzw. ‚Boxen‘). Im ersteren Falle kommuniziert man die
Ansprüche auf den Raum mittels sprachlicher und nichtsprachlicher Kommunikationen (etwa
durch Gesten und Bewegungen), die dem Begegnenden eine Vorstellung davon vermittelt, wie,
wann und wo man den Raumanspruch realisieren möchte. Bei Stehenden kann schon die Verla-
gerung des Schwerpunktes oder des Blickes in Bewegungsrichtung die entsprechenden Ansprü-
che in den Raum stellen (vgl. Hirschauer 1999). Im zweiten Fall (relativ geschlossene Räume)
sind Zugangswege und lebensweltlich sedimentierte Rechte zu beachten, ist mit (formellen wie
informellen) Grenzwächter_innen und Kontrollen zu rechnen. Gegebenenfalls sind Rituale der
Autorisierung, der Einladung, der Begrüßung durchzuführen, die den Betretenden oft erst nach
langwierigen sozialen Interaktionsprozessen einen mehr oder weniger bedingten Zutritt ermög-
lichen. Der Zutritt zu geschlossenen Räumen kann so aufwendig sein wie der Zutritt zu einer
Druckkammer über den Umweg über eine Dekompressionsschleuse. Das Gespräch über das
Wetter oder andere, den Herannahenden taxierende und synchronisierende Smalltalkvarianten
dienen dann gewissermaßen der Synchronisation bzw. dem Aufeinandereinstimmen.

Die Form der Raumbeanspruchung hängt schließlich auch davon ab, ob raumgreifende Begeg-
nungen in der *korporativen* oder in der *korporealen Stadtdgesellschaft* stattfinden.²³

²³ Die theoretische Unterscheidung von korporativer und korporealer lokaler Öffentlichkeit ist durch die
von Fridrik Hallsson (vgl. Hallsson 1997, 1999) entwickelten Konzepte der ‚korporativen‘ und der ‚leibhaf-
tigen Welt‘ angeregt worden.

Die **korporative Stadtgesellschaft** besteht aus Interaktionen, bei denen die Beteiligten sich zum einen wechselseitig auf die Vorstellung eines gemeinsam geteilten städtischen Raumes und zum anderen auf ihren korporativen Habitus beziehen – mithin auf entsprechende Mitgliedschafts- oder Publikumsrollen, Organisationsprogramme etc. Hier interagieren mehr oder weniger formell organisierte, rechtlich institutionalisierte und lokal akkreditierte soziale Gebilde und ihre Mitglieder. Die Mitglieder handeln nicht als Individuen, sondern unter Rekurs auf Mitgliedschaftsrollen. Sie folgen korporativen Zwecksetzungen bzw. Programmen.²⁴ Nach innen weisen korporative Akteur_innen eine mehr oder weniger ausgeprägte Differenzierung (Abteilungen, Ausschüsse, Führungsstrukturen etc.) und Professionalisierung auf. Nach innen wie nach außen – etwa gegenüber anderen korporativen Akteur_innen – inszenieren korporative Akteur_innen ihre korporative Identität unter anderem durch Briefköpfe, Broschüren, Programme, Ausstellungen, Logos, Websites, durch den Austausch von Visitenkarten sowie durch einschlägige Fach- oder Szenesprachen. Auch Kleiderordnungen und spezifische Formen der Affektkontrolle und der Höflichkeit, die dem Gegenüber den typischen korporativen ‚Stallgeruch‘ verraten, bringen den überindividuellen Habitus korporativer Akteur_innen zur Geltung. Mit gleichsam zunftspezifischen Ritualen, Hierarchien und Höflichkeitsregeln vertraut, bewältigen korporative Akteur_innen die Schwelle von der nichtfokussierten zur fokussierten Interaktion relativ mühelos.

In der korporativen Stadtgesellschaft werden Ansprüche auf stadtdgesellschaftliche Räume in ein Verfahrensprocedere eingebracht. Administrative, politische oder rechtliche Instanzen der Entscheidungsfindung werden bemüht (häufig all dies gleichzeitig). Aus der Perspektive korporealer Akteur_innen betrachtet verlaufen korporative Interaktionen oft genauso unauffällig und flüchtig wie die Interaktionen von Passant_innen und Pendler_innen, die sich in der Bahnhofshalle begegnen. Dies liegt nicht allein daran, dass wichtige weichenstellende Begegnungen in einer Stadtgesellschaft hinter den öffentlichen Kulissen stattfinden (vgl. Schabert 1991)²⁵, sondern auch daran, dass solche Begegnungen oft hinter der Unauffälligkeit eines zeitaufwendigen formellen Verfahrens verschwinden. Aus der Sicht der in die Alltagsroutinen eintauchenden korporealen Akteursebene ist gerade die Langsamkeit des formalen Procederes dazu geeignet, die Bewegungsdynamik korporativer Interaktionen zu invisibilisieren. Die sich hinter der Langsamkeit der Verfahren verflüchtigende korporative Dynamik wird oft erst im Rückblick der Beobachtung bzw. durch Rekonstruktion sichtbar.

Neben der fundamentalen Ungleichzeitigkeit von korporealer und korporativer Interaktion trägt zur Unscheinbarkeit korporativer Ausweichinteraktionen auch bei, dass bedeutsame Handlungssequenzen eher am Rande denn im Zentrum der korporativen Stadtgesellschaft verlaufen, in einem nicht

²⁴ Das heißt nicht, dass formale Mitgliedschaft immer Voraussetzung ist. Soziale Protestbewegungen etwa erkennen Ihresgleichen mitunter allein aufgrund äußerer Habitusattribute, die dann gewissermaßen als funktionales Äquivalent für Mitgliedschaftsrollen dienen können.

²⁵ Der Raum hinter den Kulissen gehört zur lokalen Öffentlichkeit wie die exponierten lokalen Bühnen, denn über Klatsch und Tratsch, Verrat, journalistische ‚Enthüllungen‘ und dergleichen mehr wird das, was gewissermaßen ‚dahintersteckt‘, regelmäßig öffentlich hervorgeholt. Und abgesehen davon: Was wäre der Lichtstrahl ohne Dunkles, von dem er sich abhebt?

einfach zu markierenden Grenzbereich von korporativer und korporealer Interaktion. Dass dieser Grenzbereich ein Ort (oder ein Arcanabereich) ist, der als solcher erst durch die Verabredung korporativer Akteur_innen geschaffen wird, berechtigt den Autor, ihn der korporativen Öffentlichkeit und ihrer Interaktionslogik zuzurechnen. Auch die Tatsachen, dass das formale Procedere an diesen verabredeten (oder eingespielten) exklusiven Orten für einen definierten Zeitraum gezielt und insofern organisiert beiseite gelassen sowie der Verhaltens- und Dresscode bewusst heruntergefahren werden, bestätigen diese Zuordnung.

Interaktionen der **korporealen Stadtgesellschaft** funktionieren gemäß einer anderen Soziologik. Denn hier begegnen sich leibhaftige Akteur_innen, die sich nicht auf festgeschriebene Mitgliedschaftsrollen zurückziehen können – eher schon auf Gruppenidentitäten oder ihre Verfügungsgewalt über soziales, monetäres und symbolisches Kapital. Stattdessen sind vor allem mit ihrer leiblichen Präsenz gewisse Unsicherheiten und Risiken in der Verständigung verbunden, die einen Unterschied zur korporativen Interaktion markieren. Schon der Schritt von der nichtfokussierten zur fokussierten Interaktion ist hier mit Unwägbarkeiten verbunden, die den korporealen bzw. die korporeale Akteur_in vor Herausforderungen stellen, die schon Georg Simmel beschäftigt haben. Simmel hat die Brüchigkeit der Interaktion in der Phase der Eröffnung, die durch die Bewegung der Augen bzw. durch Blickkontakt vorbereitet wird, mit einer Sensibilität und Scharfsinnigkeit zur Sprache gebracht, die bis heute nicht Ihresgleichen gefunden hat. Im Zuge dessen legt er auch eine Besonderheit der korporealen Interaktion offen, nämlich die fragile Wechselwirkung des Leibes bzw. des Auges mit dem Sozialen.

„Unter den einzelnen Sinnesorganen ist das Auge auf eine völlig einzigartige soziologische Leistung angelegt: auf die Verknüpfung und Wechselwirkung der Individuen, die in dem gegenseitigen Sich-Anblicken liegt. Vielleicht ist dies die unmittelbarste und reinste Wechselwirkung, die überhaupt besteht [...] Die höchst lebendige Wechselwirkung aber die der Blick von Auge in Auge die Menschen verwebt, kristallisiert zu keinem objektiven Gebilde, die Einheit, die er zwischen ihnen stiftet, bleibt unmittelbar in das Geschehen, in der Funktion aufgelöst. Und so stark und fein ist diese Verbindung, dass sie nur durch die kürzeste, die gerade Linie zwischen den Augen getragen wird und die geringste Abweichung von dieser, das leiseste Zurseite-Sehen, das einzigartige dieser Verbindung völlig zerstört“ (Simmel 1992, S. 723-724).

In der korporativen Welt der formalisierten Kommunikation findet sich keine Entsprechung, weil u. U. selbst das Turntaking programmiert ist oder weil die Entscheidung, mit einem korporativen Alter Ego in fokussierte Interaktion zu gehen, nur im Ausnahmefall vom Blickkontakt abhängt.

Korporeale Akteur_innen interagieren zudem unter Rekurs einer individuell-biographischen Identität und ihres individuell inkorporierten Habitus. Zwar verweist der auf den individuellen Leib geschnittene Habitus seinerseits auf die je eigene Verfügungsgewalt über soziales, symbolisches, monetäres und kulturelles Kapital. Doch angesichts des Tempos und der relativen Strukturlosigkeit flüchtiger urbaner Begegnungssituationen können korporeale Akteur_innen ihre Identität und ihren Habitus nicht in dem Maße entfalten und mitteilen, wie dies in organisierten Begegnungen mit ihren wohldefinierten Abläufen möglich wäre. Während organisierte Akteur_innen nur auf wenige Insig-nien ihrer korporativen Identität zurückgreifen müssen, um ihrem Gegenüber das eigene Standing

klar zu machen, ist in korporealen Begegnungssituationen die Fähigkeit zur spontanen, improvisierten Selbstpräsentation, die – um es mit Simmel zu sagen – auch mit dem leisesten Zurseite-Sehen des Gegenübers rechnen muss, wesentlich stärker gefordert. Mit Blick auf korporeale Interaktionen bilden zudem vor allem lebensweltlich eingebettete Selbstverständlichkeiten den Rahmen für das interaktive Neben-, Nach-, Um- und Gegeneinander. Gesetzte Regeln spielen hier keine Rolle. Wann immer und wo immer die (im Verhältnis zur korporativen Öffentlichkeit) relativ komplexen und polykontextural gebrochenen, lebensweltlichen Frames der korporealen Öffentlichkeit versagen und Kollisionen erfolgen, besteht eine der naheliegendsten Optionen leibhafter Akteur_innen darin, die Ebene zu wechseln und die korporative Stadtgesellschaft anzurufen, um eine Entscheidung bzw. ein Machtwort herbeizuführen. Eine andere naheliegende Option ist, auf der Ebene der korporealen Interaktion zu verbleiben und die formell (aber keineswegs kulturell) unregelte Konfliktinteraktion bzw. -mediation oder -eskalation zu riskieren.

4.3 Ausweichinteraktion in der korporealen Stadtgesellschaft

Als Beispiel für eine nichtzentrierte Ausweichinteraktion kann die typische durch Beiläufigkeit und Höflichkeit gerahmte Begegnung auf der Straße oder dem Bürgersteig gelten, von der auch Goffman spricht:

„Begegnen sich zwei Passanten auf der Straße, kann die höfliche Gleichgültigkeit in der besonderen Form vonstatten gehen, dass man die andere Person ins Auge fasst, bis sie sich auf etwa drei Meter genähert hat – in dieser Zeit werden die weiteren Gehwege durch unauffällige Gebärden geregelt. Während man an dem anderen vorbeigeht, schlägt man die Augen nieder, man blendet quasi ab. Wir haben hier vielleicht das geringste interpersonelle Ritual und doch zugleich eines, das beständig den sozialen Verkehr zwischen Menschen unserer Gesellschaft regelt“ (Goffman 2009, S. 98).

Goffmans Beispiel ist anschaulich, hat aber den Nachteil, dass es den sich Begegnenden symmetrische Machtbalancen unterstellt. Begegnen sich in solchen Situationen aber Männer und Frauen oder Angehörige unterschiedlicher Statusgruppen, dann kann es interessant sein zu beobachten, wer als erster die Augen niederschlägt und wer um wen den größeren Bogen macht. Gemäß Feldforschungserfahrungen des Autors dieser Zeilen sind symmetrische Begegnungen auf gleicher Augenhöhe im urbanen Alltag – selbst dann, wenn sie im Modus der Beiläufigkeit geschehen – keinesfalls die Norm.²⁶

Als Beispiel für eine machtvoll figurationswirksame Ausweichinteraktion in der korporealen Stadtgesellschaft sei nun eine kurze Episode angeführt, die ich 1997 protokolliert habe. Es handelt sich um

²⁶ Goffman selbst liefert auch Beispiele dafür, dass unscheinbare nichtzentrierte Ausweichinteraktionen unerwünschte soziale Gruppen geradezu aus urbanen Gemengelagen ausfällen und somit Gruppenhierarchien und -figurationen begründen können, indem z. B. Alteingesessene den Hinzugekommenen das sonst übliche Grußritual des gegenseitigen Kopfnickens verweigern und sie somit in ‚Unpersonen‘ verwandeln (vgl. z. B. Goffmann 2009, S. 145). Er geht diesem Zusammenhang zwischen beiläufiger Interaktion und Machtbalancen aber nicht systematisch nach.

Flüchtige Begegnungen – Ausweichinteraktionen – Konflikte

Expertise über die Erforschung von Machtdynamiken und Intergruppenbeziehungen im Alltag
stadtgesellschaftlicher Diversität

eine Szene, die ich im Rahmen von Feldforschungen in der Duisburger Innenstadt beobachtet habe. Das Beispiel zeigt, wie korporeale Ausweichinteraktionen soziale Gruppen hervorbringen und zu ihrer Figuration beitragen können. Anders als es sonst für ethnographische Verfahren der Sozialforschung üblich ist, greife ich schließlich selbst in die beobachtete Interaktion ein, weil ich spontan die Chance sehe, ein Krisenexperiment (*breaching experiment*, vgl. Garfinkel 1967) durchzuführen.

Raumgreifende und Grenzen setzende Charakterwettkämpfe

Auf dem Rückweg vom *Lila Laden* in der Dellstrasse kommend gehe ich über die Königsstraße, dem Fußgänger- und Einkaufszentrum Duisburgs. Es ist ein strahlend schöner Tag und sehr viele Menschen flanieren über die Einkaufsstraße oder verweilen an einigen auf der Straße platzierten Tischen der Cafés und Eisdielen. Auf den Bänken zwischen dem Landgericht und der Merkatorhalle sitzen viele Jugendliche. Auf dem angrenzenden Parkgelände stehen verstreut merkwürdige Stühle, mit dreieckiger Sitzfläche und Rückenlehne. Hier haben sich die Menschen entweder einzeln oder in Sitzgruppen niedergelassen. Die Mehrheit der Frühlingssonne genießenden Menschen ist aber älteren Jahrgangs. Zwischen den Bänken auf der Flaniermeile, wo einige Jugendliche den Raum dominieren, laufen Rollerskater auf und ab. Ich gehe hier langsamen Schrittes vorbei, als mich plötzlich die laute Stimme eines Jugendlichen aufschrecken lässt, dessen Akzent verrät, dass es sich wohl um einen Gastarbeiternachfahren handelt. Er trägt Sportkleidung im Hip-Hop-Stil (schwarze glänzende lange Turnhose und weiße Sportschuhe mit sehr hohen Sohlen). Ihm gegenüber steht ein anderer Jugendlicher, ähnlich gekleidet, allerdings auf Rollerskates stehend und mit angelegten Knie- und Ellenbogenschonern. Er schreit jetzt den Rollerskater immer wieder aufs Neue an: „Ich hau’ Dich kaputt, Mann!“ oder: „Mann, ich hau Dich kaputt!“ beziehungsweise: „Komm her Mann, ich hau’ Dich kaputt!“ Ich weiß zunächst nicht, ob das eine ernsthafte Drohung ist. Nach jedem dieser Ausrufe wendet sich der Skater zunächst einmal von dem Schreihals ab. Er dreht dann eine Runde und vollführt dabei ein kleines Kunststück – mal fährt er Treppen hinunter und mal überspringt er eine Treppenstufe – und kehrt zum langsam und drohend avancierenden Schreihals zurück. Der Skater steht seinem Kontrahenten nach Vollendung jeder seiner Runden immer wieder aufs Neue gegenüber, lächelt ihn beschwichtigend an und fährt rückwärts, während der Schreihals wieder ein paar Schritte vorrückt. Die beiden ziehen die Blicke sämtlicher Passant_innen und der älteren im angrenzenden Park sitzenden Bürger_innen an. Die Fußgänger_innen machen einen weiten Bogen um diese raumgreifende Aufführung der beiden Jugendlichen. Ich bleibe in der Nähe einer zur U-Bahn führenden Treppe stehen, um mir das Schauspiel genauer anzusehen und mich schließlich davon zu überzeugen, dass hier, anders als ich zuerst befürchtete, keine Schlägerei droht, sondern eine öffentliche Inszenierung gegeben wird, die zumindest den Aufführenden großen Spaß macht.

Dann greife ich ein. Ich will wissen, ob die Jugendlichen den Raum bewusst ergreifen und die Passanten dabei aus ihrem Aktionsraum verdrängen wollen. Daher besetze ich eine Position inmitten ihres Aktionsraumes. Tatsächlich dauert es nur wenige Sekunden, bis der Skater mit hohem Tempo auf mich zufährt, nur um im letzten Moment abzubremsen und dann kurz vor mir zum Stehen zu kommen. Er will mich ganz offensichtlich dazu bringen, den beanspruchten Raum zu verlassen. Weil ihm dies nicht gelingt, wiederholt er seine Aktion erst einmal und dann noch einmal. D. h. jedes Mal, wenn er eine der Drohungen des Schreihalses entgegen nimmt, gestaltet er seine obligatorische Runde so, dass er, statt über Treppen zu springen, nun ein riskantes Bremsmanöver zu meinen Füßen vollführt, bei dem

ich als potentieller Prellbock fungiere. Er schaut mich dabei niemals direkt an, sondern tut so, als ob er völlig in den Konflikt mit seinen Widersacher vertieft sei. Doch nachdem dieses Ritual sich etwa 15 Mal oder noch häufiger wiederholt hat, ohne dass der Schreihals seine Drohungen auch nur annähernd wahr gemacht hat und ohne dass ich zurückweiche, ist endgültig klar, dass es sich nur um eine Art raumgreifenden Schaukampf handelt, der dazu dient, den auf den Bänken aufgereihten weiblichen Jugendlichen zu imponieren.

Neben dieser Imponierfunktion ist hinsichtlich dieser Szene hervorzuheben, dass hier ein machistischer Charakterwettkampf spielerisch moduliert wird (vgl. zu *character contest*: Goffman 1967, S. 239-50). Solche Charakterwettkämpfe sind auf öffentlichen Plätzen des eher proletarischen Duisburger Nordens in den 90er Jahren häufig zu beobachten; sie nehmen dort mitunter einen weniger spielerischen Verlauf. Geübt werden Eskalation und Deeskalation. Geübt werden insbesondere Standfestigkeit, Blickstandhalten, Coolness sowie die Fähigkeit zu offensivem Auftreten etc. Schon im Spaß, den das Ausagieren von Habituselementen bereitet, finden die Beteiligten Motivation genug. Die durch entsprechende Praktiken trainierten Tugenden sind zudem für die Konstitution von Geschlechtsehre und jugendspezifischer Rangordnungen in Schule, Clique und Wohnumfeld von großer Bedeutung.

Für unseren Zusammenhang – nämlich der Frage nach den Formen der beiläufigen Herausbildung urbaner Intergruppenfigurationen – sind noch andere Aspekte des angeführten Beispiels hervorzuheben. An ihm zeigt sich, wie aus einer Interaktion heraus eine Intergruppenbeziehung zwischen Protagonisten- und naher Publikumsgruppe (weibliche Jugendliche) entsteht und prozessiert wird. Das Exempel macht deutlich, wie ein Interaktionsprozess in all seiner Unmittelbarkeit Gendergruppen hervorbringt; nämlich die Gruppe der ‚echten Kerle‘ und die Gruppe der ‚bewundernden Frauen‘. Damit nicht genug: Der hier herausgegriffenen raumgreifenden Interaktion wohnt offenbar auch die Eigenschaft inne, dass sie eine anonyme Menge von Passanten auf Abstand bringt, indem sie ihnen Furcht (vor Gewalteskalation) einflößt bzw. sie dazu veranlasst, kleine Umwege um die Szenerie zu gehen. Die Interaktion figuriert damit eine Dreiecksbeziehung zwischen Protagonisten-, Publikums- und Passantengruppe.

Genau diese Figuration hat aber weitreichende Konsequenzen für die Stadtgesellschaft. Wie ich an anderer Stelle dargelegt habe (vgl. Hüttermann 2000a, 2000b, 2000c), bieten diese alltäglich zu beobachtenden Ausweichinteraktionen in Eckensthermilieus, an denen jugendliche Gastarbeiternachfahr_innen und Alteingesessene teilhaben und die bei Weitem nicht immer spielerisch aufgeführt werden, genau das Material, das älter eingesessene Duisburger_innen aufgreifen, um einen ethnisierenden Schimpfklatz gegen Zugewanderte zu generieren. Und dies dient dann wiederum dazu, den sozialen Aufstieg und die raumgreifenden Ansprüche der auf die Gastarbeiter_innen folgenden Generationen abzuwehren bzw. auf sozialer Distanz zu halten. Die geschilderte, für sich genommen völlig harmlos erscheinende Sequenz ist – im Verein mit

vielen homologen Interaktionssequenzen – sowohl Moment als auch Teil jener lokalen korporealen Interaktionen, die den Figurationsprozess aller migrationsbedingte Gruppen der Stadtgesellschaft bewegen. Ihr Beispiel zeigt, wie Ausweichinteraktionen Intergruppenfigurationen nicht nur hervorbringen, sondern ihnen auch eine bestimmte Qualität verleihen können: nämlich die Qualität einer als bedrückend empfundenen Situation, vor die sich älter Eingesessene angesichts vermeintlich heranrückender ‚fremdländischer Besatzer_innen‘ gestellt sehen.

Zur weiteren Veranschaulichung der Figurationswirksamkeit von Ausweichinteraktionen sei ein anderes Beispiel angeführt. Es handelt von der Interaktion zwischen einer alteingesessenen Duisburgerin mit potenziellen Eindringlingen und Nachbarn. Und es entstammt dem gleichen Feldforschungskontext wie die zuvor beschriebene Episode, nämlich dem Kontext eines ehemals bürgerlichen, aber nunmehr proletarischen Duisburger Stadtteils, der nach der Wahrnehmung vieler Alteingesessener von Türk_innen besetzt und eben dadurch sozial und ökonomisch abgewertet worden sei. Die besagte Duisburgerin bewohnte hier ein Haus mit Garten. Zum Zeitpunkt meiner Feldforschungen hatten Unbekannte wiederholt nächtens ihren Gartenzaun überwunden und die dortigen Anpflanzungen verwüstet. Um weitere Vorfälle dieser Art für die Zukunft auszuschließen, heftete die Bewohnerin ein Schild mit der Aufschrift ‚Achtung! Mit Schweineblut gestrichen!‘ an den Gartenzaun.

Genau betrachtet handelt es sich im gegebenen Falle nicht um eine für alle Beteiligten in sich abgeschlossene Interaktion, denn niemand weiß, wer tatsächlich beteiligt war. Figurationssoziologisch betrachtet handelt es sich aber um so etwas wie die Eröffnungssequenz einer antizipierten Ausweichinteraktion. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass Ausweichinteraktionen nicht nur aus wechselseitigem Ausweichhandlungen bestehen, sondern mindestens genauso oft aus Handlungen aktiven Zurückdrängens bzw. Abschirmens, die Alter Ego zumeist durch sein Ausweichen symbolisch ratifiziert. Am angeführten Beispiel ist zweierlei ersichtlich: Erstens, die ‚Schildbürgerin‘ adressiert ihre Botschaft an Vandal_innen mit vermeintlich muslimischem Hintergrund. Sie nimmt an, dass diese aufgrund ihrer religiösen Überzeugungen nicht mit Schweineblut in Berührung kommen wollen und den Gartenzaun infolgedessen niemals wieder anfassen, geschweige denn überwinden würden. Zweitens: Die religiös konnotierte Abschirmungshandlung ist insofern figurationswirksam, weil und insofern die aus muslimisch geprägten Herkunftsländern zugewanderten Nachbar_innen (bzw. deren Nachfahr_innen) sie wahrnehmen und sich durch die Botschaft des Schildes pauschal unter Verdacht gestellt sehen und weil sie schließlich aus diesem kuriosen Vorfall wiederum eigene Vorstellungen über das Denken der ‚christlichen‘ Nachbar_innen ableiten mögen. Alles in allem dürften wir in dieser wie immer unvollständigen Ausweichinteraktion eine Art Steilvorlage für den wechselseitigen figurationswirksamen, Grenzen setzenden und Stigmata kommunizierenden Schimpfklatz zweier Bevölkerungsgruppen in einem Nachbarschaftskontext sehen.

4.4 Ausweichinteraktionen in der korporativen Stadtgesellschaft

Wenn Akteur_innen einer gegebenen Stadtgesellschaft sich mit Briefköpfen, Broschüren, Programmen, Ausstellungen, Logos, Websites, durch den Austausch von Visitenkarten sowie mittels einschlägigen Fach- oder Szenejargons an ihre lokalen Interaktionspartner_innen wenden, dann agieren sie in der korporativen Stadtgesellschaft. Nicht nur in der korporealen, sondern auch in der korporativen Stadtgesellschaft lässt sich figurationswirksames Ausweichverhalten beobachten. Diese Aussage mag befremden. Denn während die Vorstellung, dass Passant_innen und Passantengruppen alltäglich in Ausweichinteraktionen eingebunden sind, jedem, der einmal bewusst durch Fußgängerzonen, über öffentliche Plätze oder Bürgersteige navigiert ist und dabei seine eigenen beiläufigen Kurskorrekturen reflektiert hat, sofort einleuchtet, erschließt sich der Gedanke, dass auch lokale Vereine, Behörden, Parteien oder Unternehmen miteinander in Ausweichinteraktionen interaktiv verbunden sind, nicht so einfach.

Die Fragen, die sich im Zusammenhang dieses Befremdens stellen, lauten: In welchem Medium bzw. in welchem Raum bewegen und begegnen sich korporative Akteur_innen? Wie bewegen sie sich überhaupt?

Die erste Frage haben wir im vorausgegangenen Kapitel schon grundlagentheoretisch beantwortet: Die sinnhafte Raumdimension ist – neben Zeit- und Machtdimension – immer schon Korrelat einer jeden Interaktion. Ohne die in der relativ-natürlichen Weltanschauung unterstellten, lebensweltlich sedimentierte Reziprozität der Raumperspektiven (natürlich auch der Zeit- und Machtperspektiven) würde Interaktion gar nicht erst funktionieren. Dass die Akteur_innen sich diesbezüglich auch irren, dass ihre Annahmen über die Grenzen, Zentren, Positionen, Randbereiche und die Hierarchien der Räume nicht immer deckungsgleich sind und somit Konflikte provozieren können, bestätigt nur die Regel, dass sie im alltäglichen „Denken-wie-üblich“ (Schütz 1972, S. 58) wechselseitig vorausgesetzt werden.

Tatsächlich habe ich im Rahmen meiner bisherigen Feldforschungen über korporativ Handelnde und ihre Interaktionen in unterschiedlichen Stadtgesellschaften nie erlebt, dass die betreffenden Akteur_innen – inklusive korporativer Akteur_innen – keine klaren Vorstellungen von den räumlichen Aspekten ihrer Situation gehabt hätten. Koordinaten, die zwischen oben und unten, nah und fern, Zentrum und Peripherie gespannt sind, verleihen dem Dickicht der urbanen Lebenswelt vielmehr jene Konturen, ohne die eben diese Akteur_innen ihre Handlungspläne nicht miteinander oder gegeneinander abstimmen könnten. Dabei ist es ganz unerheblich, ob meine Feldforschungen sozialräumlich angesetzt sein und damit etwas präjudiziert haben könnten. Denn sinnhafte Raumdimensionen brauchen keinen physisch bestimmbaren und mit genormten Verfahren messbaren Raum, der ihnen als Realitätsunterbau dient. Selbst wenn man nur im *virtual space* miteinander kommuniziert, um sich zu widersprechen, miteinander zu kooperieren oder was auch immer, gehen Akteur_innen von gemeinsamen oder unterschiedlichen ‚Ausgangspositionen‘ aus, sie ‚treffen sich in der Mitte‘, sie diskutieren ‚Überschneidungen‘ oder

‚Überlappungen‘, sie bestimmen ‚Extrempositionen‘ oder sie treffen sich in ‚online chatrooms‘, um sich dann anschließend im lokalen ‚real space‘ zu begegnen.

Doch kommen wir zurück zur korporativen Stadtgesellschaft und der (wie auch immer prekären) Reziprozität lebensweltlicher Raumkonzepte, auf die interagierende korporative Akteur_innen in performativer Einstellung rekurrieren. Deren Konstitution erfolgt durch Markierung, Platzierung und Verteidigung von je handlungsrelevanten Positionen, Grenzen, Entfernungen sowie durch Koordinaten des Oben und Unten, des Innen und Außen etc. In diesem Zusammenhang seien einige Beispiele angeführt, welche die beiläufige Konstitution dieser relationalen Raumkonzepte deutlich machen. So kooperieren und konkurrieren in ‚typischen‘ deutschen Stadtgesellschaften lokale Sportvereine mit anderen ortsansässigen Vereinen, mit dem Sportamt oder ‚entfernten‘, ‚höheren‘ Sportgerichten. Sie distanzieren Gruppen, deren Verhalten oder Eigenschaften sie nicht tolerieren, sie ordnen sich den lokalen Sachzwängen ‚unter‘, welche die Stadtverwaltung oder die Lokalpolitik setzen. Kleingartenvereine treten an die Polizei heran, wenn sie von Vandalismus betroffen sind. Bürgerinitiativen wenden sich gegen Moscheevereine, die ihre religiösen Symbole in den lokalöffentlichen Raum schreiben wollen. Ordnungs- und Baubehörden sowie Lokalpolitiker_innen treten in solchen Konfliktfällen ebenfalls auf den lokalöffentlichen Plan. Dabei werden Verhandlungspositionen eingenommen und miteinander derart relationiert, dass sich ein ortsbezogener Verhandlungsraum ergibt. Die Verhandlungspartner_innen ‚stecken ihr Territorium ab‘, sie ‚rücken vor‘ oder ‚geben nach‘, sie ‚weichen aus‘, treffen sich an einem ‚neutralen Ort‘, sie ‚weisen zurück‘, sie kommen ‚(k)einen Schritt weiter‘, ‚fallen hinter die Ausgangsposition zurück‘, generieren einen ‚*overlapping consensus*‘ (vgl. Rawls 1993), definieren eine ‚Schmerzgrenze‘ und kommen vielleicht irgendwann an einer ‚Ziellinie‘ an, die ihrerseits zwischen einem Minimal- und einem Maximalziel zu verorten ist.²⁷ Manchmal aber fühlen sich die Verhandlungspartner_innen aber ‚über den Tisch gezogen‘, ‚erniedrigt‘, ‚herausgehoben‘, in ihren Optionen ‚eingeschränkt‘ usw. Sie finden eine ‚goldene Mitte‘, nachdem sie endlich ‚aus ihrer Deckung gekommen‘ sind, oder sie ‚igeln sich ein‘ bzw. sie ‚richten sich in ihrem Widerstand‘ ein.

All jene Verhandlungs-, Koordinierungs- und Kooperationsinteraktionen lassen sich nicht beschreiben, geschweige denn im soziologischen Sinne verstehen, wenn dieses Verstehen nicht immer auch die räumlichen Konnotationen und Koordinaten nachvollzieht, welche die Beteiligten ihrem Tun selbst immer schon beilegen. Vereinsrepräsentant_innen der korporativen Öffentlichkeit wissen, bis an welche ‚Grenzen‘ sie gehen können. Sie sind darüber im Bilde, welche ‚Fettnäpfchen‘ in diesem sinnhaft-relationalen Interaktionsraum wo ausgelegt sind. Sie wissen, welche ‚Gatekeeper‘ anzusprechen sind und welche ‚Schleusen‘ bzw. ‚Durchgänge‘ – etwa

²⁷ Die Sprache dieses Abschnitts soll deutlich machen: Verhandlungs-, Koordinierungs- und Kooperationsdiskurse sind von Raumsemantiken derart erfüllt, dass sich diese Fußnote endlos fortsetzen ließe. Dass aber auch Liebesdiskurse oder etwa lyrische Sprache diesbezüglich nicht nachstehen, mag Grund genug sein, einen *Spatial Turn* für die Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften zu verlangen (vgl. Döring/Thielmann 2009).

in Form von Fürsprache, Schmeicheleien oder in Form ritueller (ideeller oder materieller) Geschenke – sich anbieten, um Grenzen zu überwinden und an geeigneter Stelle Anliegen vorzubringen. Die *spacemaps* korporativer Akteur_innen sind dem soziologischen Verstehen grundsätzlich genauso zugänglich wie jene der leibhaftig Handelnden. Gleich ob wir korporative Akteur_innen der Stadtgesellschaft in Form von Lokalpolitiker_innen, als Sprecher_innen von Bürgerinitiativen, als Polizist_innen, als Pressesprecher_innen eines ortsansässigen Unternehmens oder als Betriebsrat eines großen lokalen Unternehmens betrachten, sie alle konstruieren in ihrem Alltag Situationsdefinitionen, die sinnhafte Räume aufspannen, und sie alle beschreiben ihr Tun als Bewegung im reziprok unterstellten Raum.

Nur auf den ersten Blick sind diese räumlichen Taken-for-granted-Vorstellungen korporativer Akteur_innen weiter von den physisch-stadtgeographischen Raumkoordinaten entfernt als die in Routinen eingewobenen Raumkonzepte der korporealen Passant_innen in der Fußgängerzone. Denn auch für die Akteur_innen der korporealen Stadtgesellschaft gilt, (zumindest wenn wir nicht von den u. a. von Weber gesetzten Mindeststandards der Soziologie lassen wollen,) dass sie nicht in Reaktion auf vermeintlich unvermittelt gegebene, intersubjektiv verbindliche Raumsubstrate handeln, sondern sich zunächst einmal nur an bedeuteten, gemeinten, sinnhaften Räumen orientieren. Die oben gestellte Frage, in welchen Räumen sich korporative Akteur_innen bewegen bzw. in welchem Sinne sie ihr Gegenüber verdrängen, es abfangen, vor ihm zurückweichen, es stoppen, es umgehen oder vorpreschen, um es zurückzudrängen, lässt sich daher mit Blick auf einen lokalen Stadtrat auf Wahlkampftour genauso beantworten wie mit Blick auf einen bzw. eine Fußgänger_in, der bzw. die eine Shoppingtour unternimmt: Als Akteur_innen der Stadtgesellschaft bewegen sich beide in einem zumeist selbstverständlich vorausgesetzten sinnhaft-relationalen Raum ihres lokalen Alltags.

Kommen wir nun zu einem Beispiel für Ausweichinteraktionen in der korporativen Stadtgesellschaft. Das Beispiel ist ebenfalls dem Kontext eigener Feldforschungen entnommen, auf die der Autor bereits Bezug genommen hat (vgl. Hüttermann 2000a): Am Maifeiertag 1997 hat der DGB in Duisburg eine Kundgebung geplant. Der Kundgebung soll eine Demonstration vorausgehen, an der insbesondere auch die Bergleute und Stahlarbeiter_innen auf ihre in dieser Zeit als äußerst prekär geltende Situation aufmerksam machen wollen. Am Tag der Arbeit müssen die DGB-Funktionäre aber erleben, dass der größere Teil der Arbeiter_innen von der zuvor vereinbarten Route abweicht und einen eigenen geschlossenen Demonstrationzug bildet. Dabei handelt es sich um linksextrem ausgerichtete kommunistische Gruppierungen, die sich an revolutionären kommunistischen Parteien in der Türkei orientieren und auf Sprecher_innen hören, die entweder gar keine oder nur eine subalterne gewerkschaftliche Position innehaben; jedenfalls hat die örtliche DGB-Sektion ihnen für diesen Tag eigentlich keine andere Rolle als die fügsamer Marschierer_innen zugedacht. Diese Situation macht die DGB-Funktionäre sprachlos. Zwar ergibt sich daraus kein öffentlicher Konflikt unter Gewerkschafter_innen. Doch allen wird deutlich: Ein ‚neuer‘, eigenständiger korporativer Akteur hat sich auf die Bühne der korporativen Stadtgesellschaft Duisburgs gestellt. Er signalisiert auf diese Weise, dass er

sich nicht länger in die in Duisburg und andernorts bis dato eingespielte innergewerkschaftliche Hierarchie zwischen paternalistischen alteingesessenen und randständigen schutzbefohlenen Genossen und Genossinnen einfügen will. Die irritierten Platzanweiser und Platzanweiserinnen der ‚alten Garde‘ müssen fortan einen Schritt zurück machen und den neuen Interaktionspartner ernster nehmen, um die Reihen auch für zukünftige Arbeitskämpfe geschlossen zu halten. Hier kündigt sich eine Hierarchieverschiebung an, die weit über den gewerkschaftlichen Rahmen hinausweist und den sich anbahnenden Wandel der Intergruppenbeziehungen in der gesamten von migrationsbezogener Diversität geprägten Stadtgesellschaft anzeigt.

Nicht immer haben die ‚angestammten‘ Platzanweiser_innen gegenüber den avancierenden korporativen Fremden das Nachsehen. Dazu ein anderes Beispiel, das einmal nicht aus Duisburg kommt, sondern Feldforschungen in der ostwestfälischen Stadt Espelkamp entstammt. Im Verlauf dieser Feldforschungen wird der Autor auf die örtliche, dem DITIB-Verband zuzurechnende Moschee aufmerksam. Diese entspricht dem, was gemeinhin als ‚Hinterhofmoschee‘ bezeichnet wird. Das relativ zentral gelegene Gebäude fügt sich optisch in die provisorische Kriegs- und Nachkriegsarchitektur der Kleinstadtgesellschaft ein, die von einer Zeit geprägt worden ist, als zunächst Sklavenarbeiter_innen und dann Kriegsflüchtlinge in Espelkamp in Baracken untergebracht worden sind. Wären nicht einige türkischsprachige Schilder und Beschriftungen, so müsste man mit Blick auf das Moscheegebäude von einer Art vollendeter architektonischer Anpassung eines korporativen Akteurs mit türkischem Migrationshintergrund sprechen. Als nun zu Beginn der 90er Jahre die massenhaft nach Espelkamp zuwandernden Mennoniten_innen ihre repräsentativen Bethäuser in der Stadt errichten, beschließt der ortansässige Moscheeverein, ‚nachzuziehen‘ und ebenfalls ein Gebäude mit repräsentativen Stilmerkmalen zu erbauen. Mit seinem Anliegen, ein Sakralgebäude mit Elementen einer repräsentativen osmanischen Moscheearchitektur zu errichten, wird der Verein von der Stadt auf ein vom Stadtzentrum entferntes Terrain verwiesen. Der Moscheeverein erwirbt das ihm empfohlene Gelände, muss allerdings bald feststellen, dass die zuvor versprochene Baugenehmigung nicht erteilt wird. Der damals zuständige, zur Zeit der Feldforschung im Ruhestand befindliche Bürgermeister bestätigt im Interview stolz, dass er den Verein mit fadenscheinigen Argumenten aufs Glatteis geführt hatte und nie die Absicht hegte, den Bebauungsplan für das angebotene Grundstück so zu ändern, dass ein Moschee Neubau möglich geworden wäre.

Die in diesem Beispiel dargelegte Ausweichinteraktion ist auch deshalb interessant, weil hier das Ausweichhandeln des machtstarken alteingesessenen korporativen Akteurs gleich zwei Formen annimmt: Zum einen hat es die Form des Abdrängens – nämlich das Abdrängen auf ein peripheres Grundstück. Zum anderen drückt sich darin ein gezieltes ‚Auflaufen‘ oder ‚Ins-Leere-laufen lassen‘ aus. Durch die strategische Kombination beider Formen des Ausweichhandelns verteidigt und festigt der Bürgermeister nicht allein die Machtbalance im Verhältnis von Stadt und Moscheeverein, sondern auch die eingelebte stadtdgesellschaftliche Hierarchie zwischen der Gruppe der Alteingesessenen und der türkeistämmigen Zugewanderten.

An diesem Beispiel zeigt sich einmal mehr, in welchem Raum sich auch korporative Akteur_innen bewegen. Hier geht es um relationale Räume, die sich auf stadtdgeographischen Oberflächen

manifestieren, aber nicht mit diesen zusammenfallen. Um dies zu verstehen, gilt es, sich vor Augen halten, dass den Architekturen von Banken, Behörden, Geschäftsniederlassungen großer Unternehmen oder Sportvereinen und selbst den Architekturen sakraler Gebäude immer eines gemein ist, nämlich dass sie die Positionen korporativer Akteur_innen in der gesamten Stadtgesellschaft markieren. Mittels eben dieser Architektur stellen diese korporativen Akteur_innen sich in den hierarchisierten lokalen Raum, nehmen dort bestimmte Positionen ein, die sind, was sie sind, weil sie wechselseitig aufeinander Bezug nehmen und mitunter auch unmittelbar konkurrieren. Selbst Unternehmen oder Vereine, die sich mit Blick auf ihre Sichtbarkeit in der Stadtgesellschaft eher bedeckt halten und gezielt unauffällige dezentrale Raumpositionen einnehmen wollen, bestätigen durch eben diese Platzierungsstrategie die prinzipielle Hierarchie des stadtgesellschaftlichen Raumes. Die Räume der korporativen Akteur_innen einer Stadtgesellschaft sind somit durch Platzierungshandlungen aufgespannte relationale Räume, die sich nur nach einer Seite hin als stadtgeographische Oberfläche zeigen. Die interaktive, jenseits der Oberflächen bzw. jenseits der Stadtgeographie gelagerte Tiefendimension dieser Räume erschließt sich erst, wenn man Rangordnungs- und Ressourcenkonflikte betrachtet, aus denen sie hervorgegangen sind.

5 Funktionen und Folgen urbaner Konflikte

Wenn wir uns eine Skala denken, die von der Indifferenz einander gleichgültiger Anderer zur wechselseitigen Zuwendung signifikanter Anderer reicht, dann sind interpersonale und Intergruppenbeziehungen der Stadtgesellschaft auf dieser Skala weder direkt am Indifferenzpol noch unmittelbar am Gegenpol des persönlichen Zugewandtseins anzusiedeln. Stattdessen bewegen sich urbane Interaktionen in der Regel zwischen den Polen dieser Skala. Ein und dieselben Akteur_innen agieren im Interaktionsverlauf mal näher am Extremwert der bloßen Kopräsenz und mal näher am Maximum reziproker Fokussierung. Ein und dieselbe Interaktion kann von wechselseitig empfundenem Gleichmut in entschiedene emotionale Abstoßung umschlagen.

Diese Variabilität der Beziehungsintensitäten wird an unterschiedlichen Stellen deutlich. Wenn es etwa um die Interaktion zwischen Dealer_in und Drogenkonsument_in, zwischen Fallmanager_in und Arbeitslosem oder um die Begegnung von verhaltenssicheren Alteingesessenen und unsicheren Zugewanderten geht, kommunizieren die Beteiligten mal mit und mal ohne Ansehen der Person. Selbst dort, wo es um ökonomische Austauschbeziehungen geht, sind solche und andere Interaktionen nicht ausschließlich unter der Bedingung vollständiger Indifferenz zu denken. Der Andere geht mit einigen in seiner Interaktionsrolle aufscheinenden Teilaspekten seiner Person mehr oder weniger in die jeweilige soziale Beziehung ein. So sprechen Drogenkonsument_innen von ‚ihrem Dealer‘ bzw. ‚ihrer Dealerin‘ und Patient_innen von ‚ihrem Arzt‘ bzw. ‚ihrer Ärztin‘, und gerade im ‚Kiez‘ bzw. in bürgerlichen Szenestadtteilen nennen Kund_innen ihren bzw. ihre Friseur_in, ihren bzw. ihre Bäcker_in oder den bzw. die Besitzer_in ihres Restaurants häufig beim Vornamen, teilen sowohl die Sorgen über die Kinder, die Gesundheit und über andere sehr privat anmutende Probleme als auch die Freude über den geplanten Urlaub und nicht zuletzt die neuesten unterhaltsamen Informationen über einen schrulligen Nachbarn bzw. eine schrullige Nachbarin. In einem Ambiente vollendeter sozialer Gleichgültigkeit wären solche, sich im Gebrauch von Possessivpronomen artikulierenden, affektbesetzten symbolischen Adoptionen (der Anbieter durch Kunden bzw. der Kunden durch Anbieter) nicht vorstellbar.

Die Variabilität von Beziehungsidentitäten drückt sich auch in grundsätzlich unpersönlich gedachten und auf Konfliktvermeidung zielenden Vertragsbeziehungen aus. Unpersönliche Verträge zeitigen oft sehr persönliche Nebenwirkungen. So kann aus einem Mietverhältnis, einem Arbeitsverhältnis oder einem beiläufig abgeschlossenen Kaufvertrag eine persönliche Beziehung werden, die weitaus inniger ist, als die Vertragspartner_innen ursprünglich beabsichtigt hatten oder ihnen lieb ist. Eine wichtige soziologische Ursache dafür ist wiederum der Konflikt. Wenn es zum Konflikt kommt und infolge seiner Eskalation z. B. rhetorische Verletzungen artikuliert werden, zeigt sich oft sehr konkret, wie persönlich die Vertragsbeziehung tatsächlich angelegt war und ist. Grundsätzlich gilt: je höher das Eskalationsniveau, desto ausgeprägter die Absicht, das soziale Gegenüber zu verletzen. Und je mehr persönliche oder biographische Eigenarten die an den Konflikten Beteiligten zur Sprache bringen, desto verletzender die Angriffe. Wer da nicht mithalten kann, informiert sich spätestens jetzt, nachdem der Konflikt eskaliert ist, mit großem Interesse über die Person oder die Gruppenbindung des bzw. der Nachbar_in oder des lokalen

Geschäftspartners bzw. der lokalen Geschäftspartnerin. Dass urbane Konfliktpartner_innen dann nicht alles über ihr Gegenüber erfahren, was sie in Erfahrung bringen möchten, unterscheidet sie grundsätzlich nicht von romantisch Liebenden. Denn selbst Liebende erfahren nie die ‚ganze Wahrheit‘ über ihren signifikanten Anderen – andernfalls drohte nämlich der Ansporn zur Kommunikation und damit auch ein wesentlicher Teil ihrer Beziehungsgrundlage abzubrechen (vgl. Luhmann 1994, S. 35-36).

Nicht nur die Interaktion zwischen einzelnen, einander bekannten urbanen Akteur_innen kann zwischen Gleichgültigkeit und Interesse an der Person schwanken, auch die Beziehung zwischen sozialen Gruppen kann in der betreffenden Weise changieren. Anlass für diese Schwankungen sind u. a. (lokale oder globale) Konfliktepisoden oder Konfliktereignisse, die in der Stadtgesellschaft Resonanz finden. Selbst diejenigen, die nicht unmittelbar an Konfliktepisoden/-ereignissen auf dem Hausflur oder auf dem Bürgersteig oder in der Straßenbahn partizipiert haben, nehmen aus zweiter Hand (etwa über informelle Klatschkanäle oder Medienberichterstattung) daran Anteil und bilden dann über den Umweg eines stigmatisierenden Schimpfklatzsches gruppenbezogene Gegnerschaften aus, an denen sich wiederum Konflikte entzünden können (vgl. Hüttermann 2000a).

Die Riotforschung hat für die Entzündung von Intergruppenkonflikten durch begrenzte Konfliktereignisse den Begriff des „precipitating events“ (Horowitz 2001, S. 4) geprägt. Voraussetzung für die Entzündungsfähigkeit begrenzter Konfliktepisoden ist, dass sich auch Unbeteiligte mit einer Partei der Konfliktepisode identifizieren können. Dies setzt u. a. voraus, dass Unbeteiligte in der Stadtgesellschaft Erfahrungen gemacht haben, die spontan mit dem zündfähigen Ereignis vergleichbar oder daran anschlussfähig sind. Dass die Identifizierenden in ihrer Identifikationen auf Gruppenkategorien zurückgreifen und sich in schon bestehende lokale (oder auch überlokale, globale) Konfliktkonstellationen einordnen, muss nicht extra betont werden.

Konflikte zwischen sozialen Gruppen und Individuen können Freund_innen in Feind_innen oder Bündnis- und Kooperationspartner_innen in Widersacher_innen verwandeln. Aber die damit verbundene Entzweiung führt darum keineswegs im Selbstlauf zu wechselseitiger Indifferenz. Entzweiung ist kein logischer Zwischenschritt auf dem Weg zu Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit. Oft ist das Gegenteil der Fall. Im Ergebnis der Entzweiung beäugt man einander argwöhnisch und verfolgt jeden Schritt des oder der anderen mit sehr großem Interesse, um für zukünftige Konfrontationen gewappnet zu sein. Mit jedem interpersonalem Konflikt und mit jedem Intergruppenkonflikt im urbanen Raum kann gegebenenfalls die wechselseitige Gleichgültigkeit individueller Akteur_innen und lokaler Gruppen revidiert werden. Denn im Konflikt treten aus dem gesichtslosen Strom der Anderen Gegner_innen hervor, denen man fortan größte Aufmerksamkeit widmet. Schon im angstbesetzten Vorfeld der gewaltsamen Eskalation zeichnen sich im Strom der Passant_innen mögliche Rival_innen, Gegenspieler_innen, Widersacher_innen und Konkurrent_innen, aber auch potenziell mobilisierbare Bündnispartner_innen, Beisteher_innen oder Sympathisant_innen ab. Wir identifizieren sie zwar meist beiläufig anhand ihres Habitus,

jedoch keineswegs gleichmütig (vgl. Eckert/Willems 2002, S. 1467-1468). Mit unseren konfliktbedingten kategorialen und symbolischen Ausfällungsreaktionen werden natürlich nicht alle mit allen persönlich bekannt, aber eines wird deutlich: Unter den Bedingungen urbaner Konfliktnormalität ist die absolute Beziehungslosigkeit sozialer Gruppen und Milieus, von denen die Stadtsoziologie in Teilen noch heute ausgeht, ein bloßes Vorurteil.

Die durch Konfliktereignisse induzierte symbolische Ausfällung sozialer Gruppen in der Stadt ist kein voraussetzungsloser Prozess. Sie beruht vielmehr darauf, dass Individuen in der Stadt in einem ganz basalen Sinne immer schon mit Gruppenkategorien operieren. Ohne dieses selbstverständliche Wissen käme es denn auch im Alltag zu dysfunktionalen Friktionen. Passant_innen rekurren auf Gruppenkategorien, um möglichst ohne Störung oder gar Konfrontation aneinander vorbeizunavigieren. Sie haben diese Kategorien im Medium ihrer alltäglichen Ausweichinteraktionen erlernt. Die Soziogenese der urbanen Herausbildung und Reproduktion von Gruppenkategorien, auf die der Konflikt rekurriert, erschließt sich nicht zuletzt, wenn man sich in die Situation des Neuankommenden versetzt, der den Alltag einer Stadtgesellschaft erst kennen lernt, um sich darin sicher zu bewegen. Zur Kategorie der Neuankommenden gehören etwa viele Tourist_innen, Geschäftsreisende, Zugewanderte oder auch Kinder und Heranwachsende, sofern diese die räumlichen Grenzen ihres Zuhauses beziehungsweise des Vertrauten überschreiten und die Bühnen der Stadtgesellschaft betreten.

Schon der Tourist (als sozialer Typus) weiß die ihm in der Stadtgesellschaft begegnenden Akteure mit gruppenbezogenen Kategorien zu verbinden. Er bringt diese Urteilsfähigkeit bereits mit, so er beispielsweise einen Reiseführer studiert hat – ein Literaturgenre, das gemeinhin zahlreiche gruppenbezogene Label und Vorurteile anbietet – oder weil er Expert_innen und/oder Bekannte, Freund_innen oder Kolleg_innen befragt hat, die einschlägige Kenntnisse vorweisen. Er weiß, um welche Gruppen man sowohl im buchstäblichen als auch im weiteren Sinne einen Bogen machen sollte, um Kollisionen vorzubeugen. Auch die Kenntnis darüber, welche Fußgängerpuls er ohne Umweg mit festem Blick und entschlossenen Ganges zerteilen kann, ist Bestandteil eines intuitiven Wissens, das zwar bei routinierten urbanen Passant_innen ausgeprägt ist, das Neuankömmlinge erst nach einer gewissen Feinjustierung ihrer in anderen Städten gewonnenen lebensweltlich sedimentierten Erfahrungen routiniert anwenden können. Sie lernen, zu erkennen, welche Ansammlung von sich bewegenden oder stehenden Menschen eine (zugespitzt formuliert:) undurchdringliche Einheit bildet – etwa das händchenhaltende Ehepaar, das einen Kinderwagen schiebt und dabei noch ein Kind an der Hand hält, oder eine Gruppe von Uniformierten, die auf gleicher Höhe in die gleiche Richtung gehen (vgl. Ryave/Schenkein 1974) – und welche Ansammlung bloß als ein durchlässiges Nebeneinander figuriert. Die qua „urban Learning“ (Lofland 1973, S. 96-117) erworbene Kompetenz zur Unterscheidung und Identifizierung typischer Habuselemente und deren Zuordnung zu Gruppenkategorien ist eine unverzichtbare Voraussetzung für die Navigation der Neuankommenden.

Während versierte Tourist_innen sich auf ihren typischen Wegen meist darauf beschränken, die stadtgeographischen Oberflächen zu durchstreifen und sich dabei auf relativ einfache Navigationshilfen verlassen können, stellt sich die Situation für den Fremden (ebenfalls als sozialer Typus) problematischer dar. Denn er betritt im Gegensatz zu Tourist_innen regelmäßig auch lokale Ämter, Schulen, Vereine, Arbeitsstätten sowie das nicht minder komplexe Interaktionsfeld der Nachbarschaftsbeziehungen. Der Fremde nimmt angesichts seiner Exkursionen in die unterschiedlichsten Arenen der urbanen Unübersichtlichkeit daher eine ausgeprägt reflexive Einstellung zur lokalen Umwelt ein. Diese Einstellung ist weiter vom ‚Denken-wie-üblich‘ entfernt als das Raumerleben vieler Tourist_innen. Zwar kann der Fremde sich z. T. auf global gültige Zeichen und Symbole verlassen, aber in der labyrinthischen Welt der Behörden und lokalen Institutionen kommt es – im weitesten metaphorischen Sinne – auf eine passgenaue Interpunktion der Interaktionen und nicht zuletzt auch auf das Kleingedruckte an. Gerade, weil er bzw. sie sich nicht nur an der Oberfläche der Stadtgesellschaft bewegt, sondern auch in ihrem sozialen Gewölbe, kann sein Gehen und Stehen für den Fremden unbeabsichtigte Nebenfolgen haben, welche den alltagsweltlichen Rahmen des Aneinander-Vorbei-Bewegens stören. In dieser subjektiv schwierigen Situation neigt der Fremde Schütz zufolge zur Voreiligkeit, beziehungsweise dazu, vorgefundene Eigenarten als Charakteristika einer Gruppe, einer Behörde oder einer Stadtgesellschaft zu betrachten.

„[Die] Kultur- und Zivilisationsmuster der Gruppe, welcher sich der Fremde nähert, sind für ihn kein Schutz, sondern ein Feld des Abenteuers, keine Selbstverständlichkeit, sondern ein fragwürdiges Untersuchungsthema, kein Mittel um problematische Situationen zu analysieren, sondern eine problematische Situation selbst und eine, die hart zu meistern ist“ (Schütz 1972b, S. 67).

Die möglichen Fehlleistungen des bzw. der Fremden machen erst die Leistungen deutlich, die alltagsweltlich eingebettete urbane Akteur_innen in ihren zwischen Gleichgültigkeit und Interesse gelagerten Begegnungssituationen erbringen. Zudem wird aus diesem Blickwinkel ersichtlich, dass die alltäglich kursierenden Gruppenkategorien nicht erst von Soziolog_innen und/oder definitionsmächtigen Akteur_innen der korporativen Stadtgesellschaft erfunden werden müssen, damit Konfliktakteur_innen darauf rekurren können. Sie sind vielmehr immer schon da, wo Menschen einander ausweichen.

Dabei ist es unerheblich, ob dieses Ausweichhandeln auf dem Bürgersteig, den örtlichen Bühnen des Flirts oder des Sports, in der Lokalpolitik, auf den lokalen Bildungs- und Wohnungsmärkten oder eben in der U-Bahn geschieht. Für die Stadtforschung ist es weitaus wichtiger, zu ermitteln, ob sich auf den unterschiedlichen urbanen Arenen homologe, gleichgerichtete oder heterogene, sich durchkreuzende Muster der Ausweichinteraktion abzeichnen. Denn wenn Ausweichinteraktionen nicht nur im Einzel- und Ausnahmefall vom Gewohnten abweichen, sondern viele Akteur_innen eine neue Richtung einschlagen und dabei Kollisionen mit einem Gegenüber in Kauf nehmen, dem sie zuvor noch ‚Vorfahrtsrechte‘ eingeräumt hatten, das sie nun aber neu kategorisieren und schließlich seinerseits zum Ausweichen zwingen, und wenn dies auf den unterschiedlichen Feldern der Stadtgesellschaft in ähnlicher Weise geschieht (z. B. Sport, Lokalpolitik,

Wohnen, lokale Ökonomie etc.), dann verändern sie dadurch nicht nur das lebensweltliche Grenzregime, sondern auch die sich im Grenzregime manifestierende Machtbalance zwischen den Gruppen einer ganzen Stadtgesellschaft. Vermag ich nicht länger vorauszusetzen, dass mein Gegenüber mir an den gewohnten Orten zu den üblichen Zeiten in gewohnter Weise ausweicht oder muss ich gar erfahren, dass es mir gezielt entgegentritt und der Aussicht auf Kollision standhält, dann sind gewohnte stadtdgesellschaftliche Machthierarchien in Frage gestellt.

Dort aber, wo die Machthierarchien sozialer Gruppen ins Rutschen geraten, ist der Intergruppenkonflikt nicht weit. Denn eine Grundeinsicht der Konfliktsoziologie lautet: *Nicht das stabile Machtdifferenzial, sondern seine Verschiebung führt zum Konflikt*: „Challenge, or rebellion, may develop if there is a shift in power relationships“ (Gaventa 1980, S. 23; vgl. Horowitz 2001; Varshney 2002; Luhmann 1975, S. 52; Tocqueville 1969). Dieser Zusammenhang beruht unter anderem darauf, dass sozialer Wandel, wenn er denn einmal nicht im Modus unscheinbarer Langsamkeit erfolgt, die Alterierbarkeit sozialer Machtbalancen erst sichtbar macht. Das, was sich offensichtlich ändert, ist eben dadurch der Sphäre eherner Selbstverständlichkeit entzogen und dem Zugriffsbereich der konfliktanfälligen Handhabung unterstellt.

Welcher Konfliktbegriff ist für die Erforschung der sich verändernden Intergruppenbeziehungen geeignet?

Die aktuelle Konfliktforschung rekurriert auf unterschiedliche Konfliktbegriffe. Die quantitativ ausgerichtete Konfliktforschung untersucht ökonomische Ungleichheits-, Einstellungs- und Interessenlagen und versteht den sozialen Konflikt als Ergebnis entsprechend ‚widersprüchlicher‘ oder ungleicher Strukturen oder eben als strukturellen Widerspruch oder Ungleichheit selbst. Die soziologische Grundeinsicht, dass ökonomische Strukturen, Einstellungen und Interessenlagen für sich genommen nicht per se handlungswirksam sind, weil Menschen, anders als Ratten, nicht primär nach dem Reiz-Reaktions-Muster agieren, wird dabei produktiv zurückgestellt (vgl. stellvertretend für andere Bornschie 2008 oder die quantitativen Studien am Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung/IKG der Universität Bielefeld).

Dagegen definiert die Konfliktforschung des Linguistic Turns soziale Konflikte als Widerspruchskommunikation. Demnach beginnen soziale Konflikte mit einem Akt des Widersprechens, der nun seinerseits auf den Widerspruch eines Gegenübers stößt und damit einen sich rekursiv verzweigenden Prozess weiteren Widersprechens in Gang bringt (vgl. Messmer 2003; Luhmann 1984, S. 488-550; Tyrell 1976). Die von einem methodologischen Antihumanismus geprägte, radikale Fassung der kommunikationstheoretisch fundierten Konflikttheorie sieht dabei von jedwedem Kontexten, Strukturen, Ursachen oder Akteur_innen des Konflikts ab. Am Anfang des Konflikts stehe demnach nicht eine externe Ursache (eine Intention, ein Ereignis oder eine Struktur), die eine lineare Wirkung auf den Konflikt erzielte, sondern der Konflikt selbst. Der Konflikt sei sich selbst Grund genug. „Nicht die Akteure machen den Konflikt, sondern dieser macht die Akteure“ (Messmer 2003, S. 4). Durch diese Spezifizierung von Gegenstand und Methode will

sich die kommunikationstheoretisch fundierte Konfliktsoziologie gegenüber Zuständigkeitsansprüchen vor allem der etablierten quantitativen Konfliktforschung behaupten. Den Vorzug eines grundlagentheoretischen Purismus erkaufte sie sich allerdings damit, dass sie den Eigensinn von Konfliktkontexten und Vorstufen des Konflikts konsequent ausblendet oder zumindest vernachlässigt. Städtische Kontexte und wie immer gelagerte Ursachen des Konflikts sind für sie nur insofern von Interesse, wie der Konflikt diese erst hervorbringt. Es ist, als folgte die Konfliktforschung aus eigenen Stücken dem Gang in die Unmündigkeit.

Vielversprechender ist da die interaktionistische Konfliktsoziologie Randall Collins, welche den auf (sozial-)strukturelle Widersprüche verweisenden Konfliktbegriff mit dem eher interaktionistischen Konfliktbegriff des Linguistic Turns verbindet. Die Verbindung beider Konfliktverständnisse leistet bei Collins das Konzept der Interaktionskette. Interaktionsketten verbinden die alltäglich durchlebten und biographisch akkumulierten Interaktionserfahrungen (u. a. Ausweich- und Konflikterfahrungen) zu Mustern, die aus Differenz und Wiederholung gewebt sind und somit sowohl Struktur als auch Dynamik des Sozialen abdecken. Insofern diese Muster (also unter anderem auch Konfliktstrukturen) nur in und durch konkrete Interaktion aktualisiert werden und Handlungswirksamkeit erzielen können, lassen sie zugleich Raum für Variation und Innovation bzw. für den sozialen Wandel – mithin auch für den hier interessierenden sozialen Wandel der Intergruppenbeziehungen in Stadtgesellschaften.

Collins integriert auf diese Weise mikro- und makrosoziologische Zusammenhänge. Er befasst sich insbesondere mit der alltagsweltlichen Reproduktion (und Variation) von Strukturen sozialer Ungleichheit mit Blick auf Konflikt, Statusgrenzen und flüchtige Interaktionen (vgl. Collins 2000, 2004). Er bietet dabei dem Eigensinn von Konfliktodynamiken großen Raum, ohne die (u. a. urbanen) Interaktionskontexte zu vernachlässigen. Damit eröffnet er den Raum für das nun Folgende – nämlich die Betrachtung der Funktionen und Folgen sozialer Konflikte für die Soziogenese hierarchischer Alltagsstrukturen, welche die Intergruppenbeziehungen nicht zuletzt solcher Stadtgesellschaften prägen, die migrationsbezogene Diversität aufweisen.

5.1 Konflikte der korporealen Stadtgesellschaft

Konflikte der Stadtgesellschaft entzündeten sich daran, dass sich mindestens zwei Akteur_innen innerhalb der durch ihre Interaktion aufgespannten Verhandlungs-, Diskurs- Kooperationsräume oder innerhalb der interaktiv konstituierten lokalen Räume (Orte) zeitgleich auf ein und derselben Position platzieren wollen, obwohl eben diese Platzierung den Ausschluss oder die Verdrängung des jeweils Anderen von eben dieser Position impliziert. Insofern schließen Konflikte (zu denen ja auch das Verdrängen und zurückdrängen des Gegenübers gehören kann) meist an solche Ausweichinteraktionen an, die nicht mit dem wechselseitigen Aneinander-Vorbeikommen oder dem beiläufigen Zurückdrängen des Gegenübers enden.

Dieser grundsätzliche Zusammenhang wird dadurch komplex, dass korporeale Akteur_innen wechselseitig beanspruchte Positionen im stadtdgesellschaftlichen Raum nur selten unter bloßem Rekurs auf ihre rein körperliche Ausdehnung beanspruchen – eine Ausnahme wäre etwa das Gedränge in der Masse oder im Fahrstuhl (vgl. Hirschauer 1999) –, sondern auch durch symbolische Grenzsetzungen bzw. Positionierungen. Als Rohstoff für symbolische Grenzmarkierungen ist beinahe alles möglich, was als Positionsmarkierung verstanden werden kann – von persönlichen Gegenständen, mit denen man einen Sitzplatz im Café markiert, über den starren unachgiebigen Blick, mit dem man dem Entgegenkommenden den eigenen Fahrschlauch gewissermaßen vor die Füße schiebt, bis hin zur ostentativen körpersprachlichen Kommunikation von Rücksichtslosigkeit desjenigen, der, in sein Smartphone versunken, gleichsam schlafwandlerisch seinen Weg durch die sich daraufhin teilende Menge nimmt. So flüchtig und beiläufig diese Ausweichinteraktionen und Konflikte auch immer erfolgen mögen: Auf den unterschiedlichen Feldern der Stadtdgesellschaft sind die soeben genannten Gegenstände und Akte niemals für sich selbst stehende Dinge, sondern immer auch Mittel zum Zweck der Verteidigung oder Beanspruchung räumlicher Positionen bzw. der Verdrängung anderer.

Welcher alltagsweltliche Kontext begünstigt den Übergang von Ausweich- zu Konfliktinteraktionen?

Insofern Akteur_innen sich bewegen, folgen sie immer schon symbolisch markierten Routen, begehren da und dort Einlass und überschreiten symbolisch ausgewiesene Grenzpassagen der urbanen Lebenswelt. Solche Grenzpassagen sind niemals rein stofflich gebaut. Selbst eine Tür oder eine Schranke hat im urbanen Alltag immer auch eine symbolisch-sinnhafte Komponente. Damit aus einer Ausweichinteraktion ein Grenzen setzender oder Grenzen verschiebender Konflikt erwachsen kann, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein: zum einen, dass die an Ausweichinteraktionen Beteiligten annehmen, dass das der je aktuellen Interaktion momenthaft zugrunde liegende Grenzregime veränderbar oder doch zumindest suspendierbar ist, und zum anderen, dass zumindest einer der beteiligten Interaktionspartner_innen es verändern will. Der Konflikt selbst ist dann ein Interaktionsprozess, in dem die Beteiligten, bei allem, was der Konflikt sonst noch soziologisch bedeuten oder bewirken mag, ihre Platzierungsansprüche wechselseitig negieren und aufrechterhalten. Konfliktinteraktion bestehen dann im Wesentlichen aus Wiederholungshandlungen, die die Form der Negation aufrechterhalten, und aus der Variation ihrer Inhalte.

Eine wichtige Grundlage für die Entzündung lokaler Konflikte liegt in der symbolischen Vorordnung des lokalen Grenzregimes in Form des räumlichen Nebeneinanders, aber auch des zeitlichen Nacheinanders identitätsaffirmativer Räume. Speziell dann, wenn diese Grenzen eines urbanen Grenzregimes identitätsaffirmative Territorien gliedern, bewegen sich Stadtdbewohner_innen auf ihren alltäglichen Wegen und Passagen immer auf einem Terrain, das Neuankommende oder Besucher_innen mitunter gleichsam als vermintes Gelände erleben.

Was sind identitätsaffirmative Räume? Aus der Sicht von Wir-Gruppen sind Räume dann identitätsaffirmativ, wenn sie Orte gemeinsam geteilter Selbstverständlichkeiten sind. Identitätsaffirmative Räume unterstützen die Ausbildung und Pflege von Identitäten, indem sie emotional und/oder durch den physischen Raum verbundenen sozialen Akteur_innen eine Perspektivität, ein Jetzt und Hier zurückspiegeln, das diese im selben Moment von einem Dann und Dort abhebt.²⁸ Dies ist möglich, weil soziale Akteur_innen immer schon objektive, stoffliche Merkmale des physischen Raumes als Zeichen oder gar als Mitteilung interpretieren – sie legen mithin Bedeutung in den physischen Raum hin. Die Materialität allein, das physische Beschaffenheit – gleich ob es sich um ein bestimmtes Café, ein Denkmal, eine Bushaltestelle, einen Marktplatz, ein Jugendzentrum handelt – verbürgt nicht, dass solche Zeichen intersubjektiv verbindlich gedeutet werden. Das, was die eine Akteursgruppe im Wohnumfeld als Schandmal betrachtet, mag einer anderen Gruppe quasi heilig erscheinen. Und dieselben öffentlichen Räume, die von einer Akteursgruppe so selbstverständlich wie exklusiv genutzt werden, werden von anderen als Orte wahrgenommen, aus denen sie sich ausgeschlossen wähnen. Insofern sind urbane Räume immer schon konstitutiv auf Gruppen und Intergruppenbeziehungen bezogen sowie in entsprechende Statushierarchien eingebunden. Und weil soziale Statuspositionen bzw. Machtdifferenziale zwischen Akteur_innen immer schon in die Konstitution von Identität eingehen (vgl. Bourdieu 1991, S. 26-27; Hillier/Rooksby 2002; Berking/Neckel 1990; Dangschat 1995), ist der soziale Raum weder eine reine Verstandeskategorie noch eine selbstgenügsame Substanz, sondern mit den Identitäten, Selbstwertgefühlen, Machtressourcen und dem Überholprestige korporealer Akteur_innen und so letztlich mit der Struktur der Intergruppenbeziehungen einer Stadtgesellschaft verknüpft.

Wenn Bewohner_innen sich nun zwischen identitätsaffirmativen Räumen bewegen und einander ausweichen oder ihr Gegenüber im zeitlichen und räumlichen Sinne des Vorübergehens verdrängen, dann bewegen sie sich immer schon am Rande verletzbarer symbolischer Grenzen und realer Konflikte. Konflikte entstehen somit häufig dann, wenn ein_e Akteur_in eine illegitime Grenzverletzung wahrnimmt und sich – in welcher Form auch immer – dagegen stemmt und nun seiner- bzw. ihrerseits infolge seines bzw. ihres Dagegenstehens Widerstand von Seiten des vermeintlichen Grenzverletzers bzw. der vermeintlichen Grenzverletzerin erfährt.

Wenn nun ein_e Akteur_in oder eine Akteursgruppe nicht, wie erwartet und gewohnt, ausweicht (aus welchen Gründen auch immer) und sich daran ein Konflikt entzündet, dann handelt es sich dabei nie ausschließlich um Rangordnungskonflikte bzw. um eine Auseinandersetzung um Raumnutzungsprivilegien. Es handelt sich auch nicht bloß um Ressourcen- oder Verteilungskonflikte, die um ein knappes Gut ausgefochten werden. Und genauso wenig handelt es sich ausschließlich um Identitätskonflikte. Vielmehr sind Konflikte um identitätsaffirmative Räume

²⁸ Wollte man das Konzept des identitätsaffirmativen Raumes im Sinne der amerikanischen Stadtforscherin Lin Lofland verstehen, so wären identitätsaffirmative Räume noch am ehesten dem *parochial realm* zuzuordnen (vgl. Lofland 1989).

dieses alles zugleich, weil urbane Identitäten all dies – Ressourcen, Hierarchien und Identitäten – immer schon im Rahmen eines alltagsweltlich verankerten Grenzregimes verbinden.²⁹ Genau diese Eigenschaft des identitätsaffirmativen Raumes – nämlich seine Synthese dessen, was Bewohner_innen bewegt, und dessen, was das Machtgefüge urbaner Gruppen ausmacht – trägt dazu bei, dass alltägliche, routinierte Ausweichinteraktionen an den Grenz- und Übergangs- und Überlagerungsbereichen identitätsaffirmativer Räume so entzündungs- und eskalationsanfällig sind.

Zur Veranschaulichung soll die nun folgende kleine Begebenheit angeführt werden, die Charles Husband in einem Beobachtungsprotokoll dokumentierte und in unserem gemeinsamen Buch veröffentlichte (vgl. Husband et al. 2015, S. 121-122). Mit Blick auf meine eigenen Aufzeichnungen gebe ich diese Begebenheit etwas anders und etwas ausführlicher wieder als mein britischer Kollege. Sie entstammt Feldforschungen, die wir im Jahre 2009 in Bradford durchführten, und ereignete sich noch vor Beginn der eigentlichen Feldforschungen:

²⁹ Dies trifft nicht nur auf personale, sondern auch auf gruppenbezogene und letztlich auch auf organisierte bzw. institutionalisierte Identitäten urbaner Akteure zu.

Denkzettel

Charles Husband (weiß, männlich, Mitte sechzig) und Jörg Hüttermann (deutsch, männlich, Mitte 40) gingen durch die Oak Lane in Bradford-Manningham. Charlie hatte zehn Jahre im Stadtteil gelebt und führte mich in die Umgebung ein. Gerade hatten wir das Polizeipräsidium passiert, das wie eine Festung aus Beton und Stahl anmutete und mir wie ein Besatzungsstützpunkt auf feindlichem Territorium erschien. Während wir die Straße heruntergingen, nahmen wir vier junge asiatische Männer im Alter von Mitte zwanzig Jahren wahr, die uns auf demselben Bürgersteig entgegenkamen. Charlie sollte im Nachhinein festhalten, dass er den vieren deutlicher ausgewichen wäre, wenn er allein unterwegs gewesen wäre. Aber weil er nun einmal mit mir in ein Gespräch vertieft war und weil die jungen Männer offenbar nicht darauf verzichten wollten, in einer Reihe zu viert nebeneinander statt hintereinander zu gehen, musste schließlich einer von ihnen auf die Fahrbahn ausweichen. Als die Gruppe nun auf gleicher Höhe mit uns war, verpasste einer der Männer mir (Jörg Hüttermann) mit der Faust einen Schlag auf den Hinterkopf, worauf die jungen Männer in ein kurzes künstlich anmutendes Lachen ausbrachen. Ich wollte spontan zurückschlagen, sah aber genauso spontan davon ab, denn das Lachen der Männer verlieh der Situation in meinen Augen einen eigentümlich unwirklichen, surrealen Charakter und verwirrte mich. Ich wusste nicht, ob mich das Lachen demütigen oder diese Gewaltepisode zu einem harmlosen beiläufigen Scherz herunterspielen sollte. Noch bevor ich mir darüber im Klaren sein konnte, löste sich die Situation auf, indem sowohl Charlie als auch die jungen Männer ihren Weg fortsetzten, ohne – anders als ich – auch nur einen Moment inne zu halten. Wir beide interpretierten die Situation im Nachhinein so, dass die jungen Männer unser relativ striktes raumgreifendes Kurshalten als unzulässige, illegitime Verdrängungshandlung interpretiert haben mussten, das sie dann in der beschriebenen Weise sanktionierten.

Das Bemerkenswerte an diesem Vorfall ist nicht, dass ein Sozialforscher hier auf körperliche Weise mit den Realitäten des Feldes bekannt gemacht wird; denn auf dem Gebiet der urbanen Ethnographie ist dies seit William Foote Whytes Studie über einen Bostoner Slum (vgl. Foote Whyte 1981) oder spätestens seit Loïc Wacquants Ghettostudien (vgl. Wacquant 2010) kein unbekanntes Phänomen. Bemerkenswert ist aus meiner Sicht vielmehr, dass der teilnehmende Beobachter, Jörg Hüttermann, durch seine früheren ethnographisch angelegten Feldforschungen in anderen ethnisch polarisierten Stadtgesellschaften schon frühzeitig auf das Phänomen des Ausweichverhaltens in identitätsaffirmativen Räumen und seine sozialen Funktionen gestoßen war (vgl. Hüttermann 2003, 2000a, 2000b). Ich wähnte mich also auch jetzt entsprechend gut vorbereitet. So hatte ich die vier jungen Männer zwar aus dem Augenwinkel, aber sehr gezielt und konzentriert beobachtet und ihren Routenverlauf sorgfältig antizipiert. Daher entschied ich mich, Raum frei zu geben und enger an Charlies Seite zu gehen. Meine aus meiner Sicht demonstrative Routenänderung sollte, so mein Kalkül, vom herannahenden Gegenüber zumindest als Andeutung eines Ausweichmanövers interpretiert werden.

Ich ging davon aus, dass, wenn jede Seite der anderen in gleicher Weise und im gleichen Maße auswich, sich eine unproblematische symmetrische bzw. ausgewogene Situation ergäbe. Diese Berechnung erwies sich als offenkundig falsch. Denn ich hatte zu dieser Zeit eines nicht in Betracht gezogen: Die lokale Interaktionssituation war nicht die, die etwa Goffman voraussetzt, wenn er zeigt, wie zwei einander in vollendeter Gleichgültigkeit verbundene urbane Mittelschichtsangehörige grüßend umeinander und aneinander vorbeigehen. Die Interaktionssituation war auch nicht mit Situationen vergleichbar die ich in Duisburg erlebt hatte, wo es anders als in Bradford nie zu öffentlichen Riots gekommen war, die sich massiv gegen Symbole und Akteur_innen der Mehrheitsgesellschaft gerichtet hatten. Zwar war mir bewusst, dass ich mich in einer korporealen Stadtgesellschaft bewegte, die durch informelle Nutzungsprivilegien lokal dominanter Gruppen bzw. durch ethnosymbolische Grenzmarkierungen (z. B. ethnospezifische Warenauslagen) in unterschiedliche identitätsaffirmative Segmente zergliedert war, die wiederum von unterschiedlichen sozialen Gruppen dominiert wurden; aber mir war nicht bewusst, dass zu jener Abendzeit und an jenem Ort eine Machtbalance zwischen ‚Whites‘ und ‚Asians‘ zugrunde lag, die sich trotz der Polizeifestung, eindeutig zugunsten der ‚Asians‘ neigte.³⁰

Die vergleichsweise starke Ausprägung gruppenbezogener sozialräumlicher Dominanz in Bradford wurde mir denn auch später auf einer anderen Bühne der Stadtgesellschaft bzw. auf meinem tagtäglichen Fußweg zur University of Bradford buchstäblich vor Augen geführt. Während ich auf meinem Weg zur Uni die Bürgersteige entlang ging, war ich gezwungen, sorgsam darauf zu achten, Menschen mit Migrationshintergrund – die von den weißen Bradfordern und schließlich auch von mir zumeist als ‚Asians‘ kategorisiert wurden – großzügiger auszuweichen als im oben genannten Beispiel. Das eher defensive Muster meiner Navigationen als Fußgänger änderte sich schlagartig, wenn ich eine Schiebetür passierte und auf das Gebiet des Campus trat. Dieselben Personen, denen ich eben noch durch meine defensive Routenführung Respekt erwiesen hatte, zogen nach Betreten des Campus nun ihrerseits respektvoll ausweichende Kreise um mich, sodass ich den Campusraum bzw. die Gänge, Flure oder die Cafeteria ohne weitere Rücksichtnahmen auf die Navigation der Studierenden nutzen durfte. Statt mich in Slomlinien und im Modus der Achtsamkeit fortzubewegen, konnte ich jetzt auf mein Überholprestige vertrauen – ich ging schlicht und einfach geradeaus.

Bemerkenswert ist die hier dargelegte Begebenheit schließlich auch, weil sie eine funktionale Parallele zwischen der Rolle der Augenbewegung für Gesprächssituationen und der Rolle unserer z. T. subtilen Routenänderungen für die Interaktion im urbanen Raum aufzeigt. Die Brüchigkeit und damit auch die Konflikthanfälligkeit der beiden Situationen, die nur auf dem ersten Blick

³⁰ Hätte ich mich zu einer anderen Tageszeit in gleicher Weise an diesem Ort bewegt, etwa zu Zeiten des Berufspendelverkehrs, so wäre diese Episode vermutlich anders, und zwar im Sinne des üblichen, konfliktfreien urbanen Ausweichens verlaufen. Dies zeigt einmal mehr, dass identitätsaffirmative Räume und die entsprechenden urbanen Grenzregime nicht nur im Modus des räumlichen Nebeneinanders, sondern auch des zeitlichen Nacheinanders gegliedert sind.

grundverschieden sind, ist in beiden Fällen ähnlich gegeben. Die fragile Wechselwirkung des Leibes mit dem Sozialen besteht also nicht nur bei dem von Simmel herausgestellten Blicketausch bzw. dem Ausweichen oder Aufblenden von Blicken, von denen der weitere Verlauf eines Gesprächs abhängen kann, sondern sie ist auch schon in den zahllosen mitteilbaren, den weiteren Interaktionsverlauf antizipierenden Kurskorrekturen der sich bewegenden Körper gegeben. Augenbewegung und Körpernavigation sind daher gleichermaßen Quellen des Übergangs von Ausweichinteraktion zu Konflikten; nur die sozialen Bühnen der beiden Formen der Körperbewegung sind andere; was dort die Konversation mit ihren konflikthanfälligen Turntakingsituationen ist, ist hier die nicht fokussierte Interaktion navigierender Körper mit all ihr innewohnenden Kollisionsgefahren. Der Leib bleibt in beiden Fällen der Dreh- und Angelpunkt der Interaktion.

5.2 Konflikte der korporativen Stadtgesellschaft

Wie korporeale, so können auch korporative Konfliktinteraktionen in Form, Dynamik und Inhalt auf das Innigste mit Struktur und Wandel gruppenbezogener Hierarchien der Stadtgesellschaft verbunden sein. In diesem Falle gehen sie aus lokalen Machtbalancen hervor, stellen sie in Frage und tragen in manchen Fällen, zu ihrer Veränderung bei. Dies vor allem dann, wenn die durch den Konflikt neu gesetzten Grenzen und Positionen und Grenzen nun im urbanen Alltag der korporativen Stadtgesellschaft nachhaltige Berücksichtigung finden bzw. durch Etablierung neuer Interaktionsketten sozial ratifiziert und so in urbane Strukturen überführt werden. Dies betrifft nicht zuletzt Stadtgesellschaften, die von migrationsbezogener Diversität geprägt sind.

Die Soziologie korporativer Konflikte ist aus mindestens zwei Gründen bislang kaum ethnographisch erforscht worden. Zum einen deshalb, weil Sozialwissenschaftler_innen im Umfeld der Stadtforschung sich meist weder einen Begriff von Stadtgesellschaft machen, noch ein theoretisches Verständnis von Stadtgesellschaft entwickeln. Wenn sie nun den obligatorischen Weg zurücklegen, den ethnographisch ansetzende Stadtforscher_innen noch immer beschreiten müssen, geraten sie in Gefahr, die Orientierung zu verlieren. Dieser Weg beginnt dort, wo es den Forschenden darum geht, auf den Forschungsgegenstand zu fokussieren und ihn gewissermaßen analytisch aus dem Dickicht des städtischen Lebens zu isolieren. Weil sie den Untersuchungsgegenstand (zumindest vorübergehend) als etwas behandeln müssen, das sie quasi ‚in‘ der Stadt bzw. ‚im‘ öffentlichen Raum vorfinden, verwandelt er sich in ein abgeschlossenes, an sich seiendes Ding. Im Zuge dieses bis zu einem gewissen Grade unvermeidlichen Vorgehens verwandelt sich auch die Stadt in einen abgeschlossenen Gegenstand, der dann allerdings nurmehr als diffuser Hintergrund, als Kulisse, Bühne oder im Extremfall als eine Art Behälter fungiert, aus dem man das eine oder andere herausgreift. So weit, so gut. Das eigentliche Problem taucht dann auf, wenn der oder die Stadtforscher_in nun nicht zurückfindet, weil er oder sie die

Beziehung des Untersuchungsgegenstandes zum Interdependenzgeflecht der Stadtgesellschaft vernachlässigt, bzw. weil er oder sie keinen adäquaten Begriff von Stadtgesellschaft hat.³¹

Der zweite Grund dafür, dass korporative Interaktionen und Konflikte der Stadtgesellschaft die ihnen gebührende Aufmerksamkeit finden, besteht schlicht darin, dass korporatives Konflikt-handeln nicht einfach teilnehmend zu beobachten ist. Meist entzündeten sich korporative Konflikte an Entscheidungen, die durch organisierte und programmierte Verfahren zustande kommen, die dann erst im Nachhinein von daran Beteiligten narrativ rekonstruiert werden müssen. Wenn die lokale Presse über daraus erwachsende Konflikte berichtet, kommt der bzw. die urbane Ethnograph_in fast immer zu spät. Selbstverständlich lässt sich beobachten, wie Vertreter_innen einer Organisation öffentlich (etwa auf Bürgerversammlungen) mit Vertreter_innen einer anderen Organisation streiten. Aber diese Konfliktinteraktion ist dann oft nur eine kleine Sequenz, in einem Interaktionsprozess mit längerer lokaler Vorgeschichte und lokalen Folgeverläufen, die sich der Beobachtung und der Rekonstruktion entziehen. Erst nach Öffnung der Archive werden korporative Konflikte wieder für die Analyse zugänglich; dann allerdings eher für die Geschichtswissenschaft.

Dennoch gibt es einige lohnende Ansatzpunkte für die Feldanalysen korporativer Konflikte der Stadtgesellschaft. Gerade in größeren Städten dienen z. B. die lokalen Eingangsinstanzen der Gerichtsbarkeit, die Amtsgerichte, als eine mehr oder weniger sichtbare lokale Arena, auf der korporative Akteur_innen interagieren. Allerdings liegt der eigentliche Konflikteskalationsprozess auch hier in der Regel voraus, sodass interaktionssoziologische Aspekte der Konfliktentwicklung nur mit großen Abstrichen zu rekonstruieren sind. Schließlich bieten auch demokratisch verfasste und öffentlich tagende lokale Gremien und Parlamente Raum für die Beobachtungen korporativer Konfliktinteraktion, aber auch diese Arenen werden zumindest hierzulande kaum zum Zwecke der Stadtforschung genutzt.

In Ermangelung einschlägiger empirischer Forschungen auf diesem Gebiet und vor allem mit Blick darauf, dass es sowohl didaktisch als auch analytisch nicht einfach ist, die Soziologik korporativer Konflikte in ihren Funktionen und Folgen für Stadtgesellschaften mit migrationsbezogener Diversität darzulegen, bedient der Autor diesen Aspekt nun mit Blick auf eine frühere Fallstudie zu „*Konflikt[en] um islamische Symbole*“ (Hüttermann 2006). Die Studie geht auf ein Forschungsprojekt zurück, das der Autor in Zusammenarbeit mit anderen Kollegen des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (Haci Sahin und Levent Tezcan) in den Jahren

³¹ Um genau diesen Punkt dreht sich die Kontroverse zwischen Elijah Anderson und Loic Wacquant im *American Journal of Sociology* (vgl. Anderson 2002; Wacquant 2002). Letzterer spricht der urbanen Ethnographie amerikanischer Provenienz den Sinn fürs Ganze der Stadtgesellschaft bzw. der Gesellschaft ab. Die mangelnde Fähigkeit, den jeweiligen Forschungsgegenstand in ein Ganzes eingebettet zu betrachten, bringe die Stadtforschung auf Irrwege und verleite zu Fehlschlüssen. Wacquant führt diese Fehlentwicklung darauf zurück, dass urbane Ethnographen davon ausgehen, ohne Gesellschafts- bzw. Stadtgesellschaftstheorie auszukommen.

2000 bis 2002 in der ostwestfälischen Kleinstadt Halle/Westfalen (ca. 19.000 E.) durchgeführt hat.

Die im Rahmen des Projekts erstellten Analysen basieren u. a. auf der teilnehmenden Beobachtung des Konflikts zwischen dem lokalen Moscheeverein und der Bürgerinitiative, die sich weitestgehend aus der alteingesessenen Nachbarschaft rekrutiert. Anlass des Streits ist das Vorhaben des Vereins, die in einer ehemaligen Molkerei befindliche Moschee unter anderem durch ein repräsentatives Minarett von 21 Metern Höhe aufzuwerten. Dies ruft den Widerspruch der nichtmuslimischen Nachbar_innen hervor. Der Konflikt im zentrumsnah gelegenen gemischten Gewerbe- und Wohngebiet verläuft zwar nicht mehr oder weniger spektakulär als andere Konflikte um islamische Symbole und Präsenzformen in Deutschland. Doch vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Sozialforscher_innen häufig dann, wenn aufschlussreiche Interaktionsdynamiken zu beobachten wären, nicht vor Ort sind und sich somit auf rekonstruktive Verfahren beschränken müssen, macht dieser Konflikt zumindest für den Autor einen großen Unterschied. Er kann die Gelegenheit nutzen, dem Konfliktgeschehen beinahe von Anfang an beizuwohnen.

Das zentrale Forum für die Konfliktaustragung besteht – abgesehen von der Presse – im Wesentlichen aus diversen Zusammenkünften der beiden Konfliktparteien. Diese Bürgerversammlungen finden in einem Bürgerzentrum, im Rathaus oder in der Moschee statt. Das Erkenntnisinteresse des Forschungsprojekts zielt darauf ab, die Dynamik und Kontextabhängigkeit der Konfliktaustragung zu beleuchten. Datengrundlage der Analyse sind narrativ-biografische Interviews und Gruppeninterviews mit Angehörigen des Moscheevereins, mit alteingesessenen Nachbar_innen der Moschee sowie vor allem teilnehmende Beobachtungen der konkreten Konfliktinteraktion.

Der Konflikt ist deshalb interessant, weil er das asymmetrische Machtdifferenzial zwischen korporativen Akteur_innen mit und ohne Migrationshintergrund deutlich macht. Die Asymmetrie wird insbesondere dann sichtbar, wenn migrationsbezogene Organisationen beginnen, die Bühnen der etablierten korporativen Stadtdgesellschaft zu betreten. In dem Moment, wo sie beanspruchen, am Interessenstreit um Ressourcen, Positionen und Werte teilzuhaben – auf dessen Grundlage sich die bürgerlich-demokratisch verfasste Gesellschaft integriert –, wandern vor allem Migrant_innen, die keine oder wenig Erfahrungen mit dem demokratisch geregelten Verfahren der Konfliktinteraktionen und mit der lokalen bürgerlichen Konfliktkultur mitbringen, gewissermaßen ein zweites Mal ein.

Das erste Mal betreten sie ein Territorium als Personen, um zu bleiben. Das zweite Mal betreten sie die Arenen des stadtdgesellschaftlichen Interessensstreites als korporative Akteur_innen. Zwar wurden sie schon zuvor als Personen registriert, mit Papieren versehen sowie rechtlich als Klient_innen des Polizei- und Wohlfahrtsstates gewissermaßen inkorporiert und akkreditiert. Doch stadtdgesellschaftlich – also nicht zuletzt in Wechselwirkung mit rechtlich etablierten, rechtlich institutionalisierten und organisierten lokalen Akteur_innen – treten sie in der Regel zunächst einmal bloß als Reakteur_innen und nicht als Akteur_innen auf; mithin nicht als Subjekt,

sondern als Subjektum. Sie sprechen zunächst nicht für sich selbst, sondern lassen andere, zivilgesellschaftliche oder staatliche Akteur_innen für sie sprechen bzw. übersetzen. Erst im Anschluss an einen Sozialisationsprozesses und erst auf der Grundlage der Inklusion vor allem in lokale Bildungs- und Beschäftigungssysteme oder in den lokalen Sozialstaat betreten Migrant_innen dann als Mitglieder lokaler religiöser, wirtschaftlicher, zivilgesellschaftlicher oder politischer Organisationen die Bühnen der korporativen Stadtgesellschaft.

Diese Migration zweiter Ordnung ist ein Tatbestand, den weder die Migrationssoziologie noch die Stadtforschung in seiner ganzen Tragweite – vor allem nicht mit Blick auf seine Bedeutung für die Herausbildung und Variation von Intergruppenhierarchien – zureichend erkannt und berücksichtigt haben.

Im Verlauf der Migration zweiter Ordnung wiederholt sich einiges, was aus der Migration erster Ordnung bekannt ist. Manche älter eingesessene korporative Akteur_innen begegnen den organisierten Neuankömmlingen mit Argwohn, sie verteidigen Privilegien und reagieren mit Schließung und Ausgrenzung, um die bewährten lokalen Routinen und Machtbalancen erhalten zu können. Andere bieten sich als wohlmeinende Mittler_innen an und wieder andere changieren zwischen beidem und tragen darüber hinaus den Neulingen eine Art Adoptionsverhältnis an, das in der Geschichte der Einbeziehung des Fremden eine ebenso lange wie verbreitete, kulturübergreifende Tradition hat (vgl. Pitt-Rivers 1992). Dieses Adoptions- oder Patronatsverhältnis – eine Universalie des Gastrechts – dient dazu, den Neuling bis zu einem gewissen Grad zu schützen, ihn in die bestehenden Regeln des Gemeinwesens einzuführen und ihn dabei – en passant – so weit wie möglich in die Schranken der etablierten Dominanzordnung zu weisen.

Auch im Minarettkonflikt, von dem hier die Rede ist, stehen sich korporative Akteur_innen gegenüber. Die Nachbarschaft wird vom Bürgermeister in den Stand einer Bürgerinitiative erhoben und somit zum korporativen Akteur gemacht. Sie hat einen Sprecher, der aufgrund seiner lokalpolitischen Erfahrungen, aber auch aufgrund eigener Erfahrungen im Kontext seines gewerkschaftlichen Engagements mit dem Prozedere der Konfliktaustragung in der korporativen Welt vertraut ist. Der Bürgermeister selbst ist ebenfalls ein korporativer Akteur. Er tritt im Minarettkonflikt als unparteiischer Dritter auf, der sich den Neulingen als wohlmeinender Mittler und Patron der korporativen Stadtgesellschaft anbietet. Dass er in dieser Sache aber letztlich nicht neutral ist, kann er den Muslimen gegenüber kaum verhehlen. Dennoch fügt sich der Moscheeverein in die ihm vom Bürgermeister rhetorisch immer wieder zugewiesene Rolle eines Schutzbefohlenen und Mündels, der im übertragenen Sinne eines Vormundes bedarf.

Schon darin stellt sich die Asymmetrie her, die für viele korporative Konflikte der Migration zweiter Ordnung typisch ist. Zwar hatte der Moscheeverein eine rechtliche Expertise eingeholt, nach der die Stadt dem Bauantrag zur Errichtung des Minaretts in der Höhe von 21 Metern stattgeben müsste, doch die Vorstandsmitglieder des Moscheevereins lassen sich vom Bürgermeister über ihre Erfolgsaussichten im Falle eines Rechtsstreites so sehr verunsichern, dass sie sich auf eine

Form der Konfliktaustragung einlassen, die sie schon deshalb benachteiligt, weil der Bürgermeister von Beginn an beabsichtigt, ein doppeltes Spiel zu spielen. Wie er nach Beendigung des Konflikts in einem Interview mit dem Autor später deutlich macht, ging es ihm von Beginn an darum, seine Mittlerrolle zum Zwecke der Interessen der Minarettgegner_innen zu instrumentalisieren.

Der Autor hat an anderer Stelle ausführlich analysiert, wie es den Alteingesessenen korporativen Akteur_innen gelingt, den Moscheeverein gewissermaßen über den Tisch zu ziehen. Im Folgenden soll nur ein einziger Aspekt herausgegriffen werden, um zu zeigen, dass sich die für die Immigration zweiter Ordnung typische Asymmetrie nicht allein durch ein im Vorfeld arrangiertes und manipuliertes Verhandlungsszenario, sondern auch durch die Interaktion selbst herstellt. Es geht dabei um das Ins-Spiel-Bringen etablierter lokaler Macht, das durch die kommunikative Inszenierung des je eigenen korporativen Habitus erfolgt. Man könnte hier auch von einer Variante des Bluffs sprechen, die bei Konflikten in der korporativen Stadtdgesellschaft häufiger zu beobachten ist. Sie ist in funktionaler Hinsicht in etwa mit dem Blicke-Standhalten bei Charakterwettkämpfen in korporealen Zusammenhängen vergleichbar (vgl. Goffman 1967, S. 239-250).

Korporativer Habitus im Charakterwettkampf

Im besagten Minarettkonflikt werden nicht einfach nur Argumente des Für und Wider ausgetauscht, die aufgrund ihrer illokutionären Bindekraft das gruppenübergreifende kommunikative Handeln koordinieren. Vielmehr kommen mit beinahe jedem Satz der Konfliktkommunikation auch perlokutionäre Effekte ins Spiel, die den intrinsischen, eigentümlich zwanglosen Zwang des besseren Arguments überlagern (oder Gegenargumente überspielen), indem sie auf Machtverhältnisse und Sanktionen anspielen. Das Ins-Spiel-Bringen der Macht erfolgt durch etwas, das der Autor als ‚Rhetorik des korporativen Habitus‘ definiert hat (vgl. Hüttermann 2006).

Die Rhetorik des korporativen Habitus kann als durch korporative Akteur_innen betriebene raumgreifende Inszenierung und symbolische Reproduktion von Kompetenz, Einfluss, Expertise, überlegener moralischer Integrität und stadtdgesellschaftlicher Macht definiert werden. Diese raumgreifende Inszenierung verbürgt zwar nicht per se die sichere Aussicht, für die eigene Position Akzeptanz zu erwirken, sie verleiht den eigenen Argumenten jedoch einen gewissen ‚Nachdruck‘; die Akzeptanz durch Alter Ego wird wahrscheinlicher, weil die Habitusinszenierung beim Gegenüber Unsicherheit über die Konsequenzen eines möglichen Neins erzeugt. Für den bzw. die Konfliktpartner_in erhöht sich das wahrgenommene Risiko der Widerspruchsoption. Als Rhetorik des korporativen Habitus kann jene selbstinszenierende Redekunst bezeichnet werden, die das Argument in mehr oder weniger subtiler Weise mit Bluff und/oder Anspielungen auf vorteilhafte oder nachteilige Konsequenzen des Handelns verbindet. Das unmittelbare Ziel

der Rhetorik ist, intrinsische und extrinsische Zwänge zu verschränken und diese Verschränkung gegenüber ihren Adressat_innen zu invisibilisieren.³²

Korporative Akteur_innen verfolgen unterschiedliche Inszenierungsstrategien, ihre Interessen durchzusetzen. Eine Form der Inszenierung ist die offene oder auch verdeckte Anrufung höherer korporativer Instanzen der politischen Macht oder des Rechtssystems. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, dem Gegenüber glaubhaft zu machen, kurzfristig überlegene Gefolgschaft beziehungsweise massenhaften Protest in der Öffentlichkeit (oder einer je relevanten Teilöffentlichkeit) mobilisieren zu können. Die symbolische Aneignung und Kommunikation überlegenen Expertenwissens für die eigene Argumentation (z. B. durch Anwendung eines Fachjargons) wäre eine dritte Form. Diese und andere Formen der Konfliktaustragung in der korporativen Stadtgesellschaft, deren ausführliche Darstellung den Rahmen sprengen würde, werden oft nicht isoliert, sondern kombiniert angewandt. Für den Rückblick auf die zu referierende Studie über einen Minarettkonflikt interessiert hier nur, dass alle diese Formen der korporativen Konfliktaustragung nicht ohne die raumgreifende Inszenierung eines entsprechenden Habitus auskommen.

Tatsächlich setzen sich die Gegner_innen und Befürworter_innen der Errichtung des Minaretts in Szene, indem sie einander die organisationsinterne Differenzierung von Funktionsrollen darlegen. Die Inszenierung des korporativen Habitus beginnt also schon mit der Benennung und der gegenseitigen Vorstellung von Personen als Funktionsrollenträger_innen, die – auch dies wird ausführlich dargelegt – aufgrund eines demokratischen Verfahrens in ihre jeweilige Position gewählt worden seien. So treffen ein gewählter, in der Stadtgesellschaft akkreditierter Sprecher der Anlieger_innen, ein gewählter Bürgermeister und die nicht minder demokratisch gewählten ersten und zweiten Vorsitzenden des Moscheevereins – beide ebenfalls (durch Vereinsrecht) und im Fall des Imams durch bilaterale staatliche bzw. öffentlich-rechtliche Abkommen in der Stadtgesellschaft akkreditiert – aufeinander.

Die genannten Akteure treten nicht als ganze Personen, sondern als Funktionsrollenträger auf. Sie autorisieren ihr Verhalten nicht allein durch den Verweis auf die eigene Funktionsrolle, sondern immer auch dadurch, dass sie ihr Handeln gegenüber dem bzw. der Konfliktpartner_in als Konsequenz interner Beratungen und Abstimmungen darstellen. Schon durch die ostentativen Verweise auf die organisationsbezogene Binnendifferenzierung und das interne, Legitimation verbürgende demokratische Procedere fertigen die korporativen Akteur_innen eine Charaktermaske ihrer selbst an – der korporative Habitus nimmt Gestalt an. Sein Antlitz wird im Zuge des Konflikts mehr und mehr sichtbar.

³² Der Autor dieser Zeilen hat die Funktionsweise der Rhetorik des korporativen Habitus am Beispiel der polizeilichen Alltagspraxis analysiert (vgl. Hüttermann 2000b, 2000c). Aber auch die Wissenschaft selbst ist ein interessantes Feld, auf dem die hinter dem Rücken des Einzelnen und jenseits der offiziellen Selbstauslegung wirkenden Habitusstrukturen untersucht werden können (vgl. Bourdieu 1992).

Bei der symbolischen Konstruktion des korporativen Habitus im Streit um die Errichtung des Minaretts kommt auch zum Tragen, dass die beteiligten Organisationen auf korporationseigene Räume bzw. Gebäude verweisen können. Diese Räume und Immobilien sind nicht allein als stofflicher Realitätsunterbau des korporativen Habitus zu verstehen, sondern auch als symbolische Ressource. Die Fassade und der öffentliche Raum sind somit auch das symbolische Makeup des korporativen Antlitzes; in gewisser Weise stehen sie für das Überholprestige des bzw. der korporativen Konfliktakteurs bzw. –akteurin.

Die Räume der Alteingesessenen, in denen sie sich als korporative Akteur_innen zur Geltung bringen, sind die Räume der Stadt (z. B. die Sitzungssäle des Rathauses), während der korporative Habitus des Moscheevereins auf dem Moscheegelände mit seinen Gebäuden physische Gestalt annimmt. Die symbolische Konstruktion der räumlich-physischen Gestalt des korporativen Habitus erfolgt schon durch die Einladung an die jeweils andere Seite, die Bürgerversammlung in den ureigenen Räumen abzuhalten. Doch die formellen Einladungen und das Folgeleisten wechselseitiger Einladungen allein sind in dieser Hinsicht nicht zureichend. Dies wird durch Konflikte im Konflikt deutlich. Die Konfliktbeteiligten streiten in diesem Zusammenhang darüber, ob die ehemalige alte Molkerei nun eine echte Moschee ist oder eben nur eine alte Molkerei, wie viele Alteingesessene behaupten. Auch die Kontroverse darum, ob die Moschee sich auf den gesamten Gebäudekomplex des Moscheegeländes, wie der Moscheeverein behauptet, oder nur auf den Gebetsraum erstreckt, macht deutlich, dass die Integrität des korporativen Antlitzes des Moscheevereins nur insofern gewährleistet ist, als die Minarettgegner_innen sie durch ihre Anerkennung ratifizieren.

An dieser Stelle zeichnet sich ab, dass man vom Konflikt mit lockerer Bezugnahme auf Goffman als ‚Charakterwettkampf‘ korporativer Akteur_innen sprechen könnte (zu Charakterwettkämpfen vgl. Goffman 1986, S. 259-280). Goffmans Charakterwettkämpfer treten gewissermaßen als Platzhirsche auf, die sich darum bemühen, in einer angespannten Stresssituation an der Grenze der Eskalation überlegene Coolness zur Schau zu stellen, um das eigene Gesicht zu wahren beziehungsweise dem Konfliktpartner – im weitesten Wortsinne – das Gesicht zu nehmen. Im Vergleich zu den von Goffman beschriebenen Charakterwettkämpfen devianter Akteur_innen ist der Prozess der Konfliktaustragung im ostwestfälischen Halle aber weit von einer gewaltförmigen Eskalation entfernt. Der Konflikt um das Minarett wird nicht von Akteur_innen ausgefochten, die mehr als alles andere nach einem Kick beziehungsweise nach einem Kitzel suchen, der ihren ansonsten eher tristen Alltag ‚aufhellt‘. Ferner berufen sich die Konfliktparteien im Fall der Minarettkontroverse stets auf übergeordnete Rechts- und Machtinstanzen, die den Konflikt auch ohne die Kooperation der anderen Konfliktpartei für beide Seiten bindend entscheiden könnten. Darüber hinaus zeichnet sich der Minarettkonflikt dadurch aus, dass die Partei der Alteingesessenen durch die Intervention eines ‚parteiischen Unparteilichen‘, nämlich des Stadtoberhauptes, nicht eindeutig bipolar ist. Zwar kann der Bürgermeister dem Lager der Alteingesessenen zugeschlagen werden, aber andererseits bemüht er sich, sich mal als Unparteiischer und dann wieder als Schutzherr der Muslime zu inszenieren. Diese Ambivalenz überlagert die

Konfliktsituation, sodass die Bipolarität eines Konflikts, wie sie Goffman in seinen Studien des Charakterwettkampfes noch selbstverständlich voraussetzen kann, im Fall des Minarettkonflikts nicht in aller Eindeutigkeit gegeben ist. Der wesentliche Unterschied zum Rangordnungskonflikt jugendlicher Akteur_innen, wie ihn Goffman analysiert, besteht jedoch darin, dass die Rhetorik des korporativen Habitus nicht den Charakter oder das Gesicht einer Person, sondern den korporativen Charakter eines Funktionsrollenträgers bzw. einer Funktionsrollenträgerin in die Konfliktarena einbringt.

Das Gesicht, das die Konfliktakteur_innen in die Waagschale werfen, ist nicht das Gesicht eines ‚ganzen Menschen‘. Sondern es ist der Habitus einer alteingesessenen Nachbarschaft, der schon in dem gegenüber den Muslimen zur Schau gestellten vertraulichen Umgang zwischen Anlieger_innen und Bürgermeister erste Gestalt annimmt. Es ist ein Gesicht, das durch die souveräne Inszenierung von Regel- und Fachwissen einen sachlichen, Unnahbarkeit vermittelnden Ausdruck annimmt, ein Gesicht, das die moralische Integrität eines Hausherrn (des Bürgermeisters) widerspiegelt. Dessen korporatives Haus erstreckt sich über das gesamte Wohnumfeld der Nachbarschaft; es ist das Gesicht der etablierten korporativen Stadtgesellschaft und ihrer eingelebten Dominanzordnung. So lässt es sich der Bürgermeister nicht nehmen, sich als übergeordneter Gastgeber zu inszenieren, der über allen Konfliktbeteiligten steht. Er versteht die Konfliktbeteiligten in dem Sinne als Gäste, als dass er ihnen in dem durch ihn arrangierten Verhandlungssetting die Plätze zuweist und das Wort erteilt. Selbst wenn sich die Konfliktbeteiligten in der Moschee zusammenfinden, um den Konflikt in Form eines Verhandlungsprocederes auszutragen, spricht er nicht nur die Begrüßungs- und Abschiedsworte, sondern lässt sich auch die Moderation an keiner Stelle aus der Hand nehmen. So wird er in der Moschee zum Gastgeber der Gastgeber.

Zum anderen ist es das Gesicht eines muslimischen Vereins, der sich höheren religiösen Inhalten verpflichtet weiß, ein Antlitz, das die moralische Integrität derjenigen unterstreicht, die vorgeben, ihre Kinder und Jugendlichen von der Straße fern halten zu wollen. Er ist das Mienenspiel eines korporativen Akteurs, der sich nach innen wie nach außen demokratisch verhält, sich Recht und Gesetz verpflichtet sieht und vor allem als guter Nachbar nicht ‚stören‘ will. Doch die korporative Charaktermaske der Hinzugekommenen ist gewissermaßen unfertig und konstituiert sich erst im Laufe des Konflikts. Sie kann dem strengen Blick der Alteingesessenen kaum standhalten. Insbesondere die physische Verkörperung des korporativen Akteurs – die Moschee – ist und bleibt in den Augen der Anlieger_innen doch nur die ‚alte Molkerei‘, ein profaner Betrieb, eine ehemalige Fertigungsanlage für Molkereiprodukte, die später der Herstellung und Lagerung von Babyschnullern gedient hat. Von der Anerkennung des sakralen Charakters dieses Gebäudes und damit von der symbolischen Ratifizierung des korporativen Habitus der Muslime durch die alteingesessenen Nachbar_innen sind die Muslime weit entfernt. Die Nachbarschaft nimmt das symbolische Antlitz des Mocheevereins denn auch eher als das eines Parvenüs wahr, der die eingespielten Regeln der guten Gesellschaft in all seiner vermeintlich herkunftsbedingten Ungeschliffenheit permanent verletzt.

Aber auch der sich erst herausbildende korporative Habitus der Muslime stützt sich auf Expertise: auf die Beratung durch den deutschen Architekten, auf Informationen des Islamrates in Köln, auf die Expertise des zwar theologisch durchgebildeten, aber des Deutschen unkundigen Imams sowie auf Beratungen und Informationen des türkischen Konsulats und der türkischen Religionsbehörde, der auch dieser Verein untersteht. Doch mit Blick auf die mangelnde Erfahrung im Umgang mit städtischen Behörden jenseits des Ausländer- und des Melderechts und aufgrund des beinahe vollständigen Fehlens von Erfahrungen im lokalpolitischen Kontext – aus denen erst die Kenntnis jener formellen wie informellen Regeln und nützlicher Kontakte hätte hervorgehen können, die der Selbstinszenierung zuträglich wären – steht die Rhetorik des korporativen Habitus der Muslime von Beginn des Konflikts an auf schwachen Füßen.

Zwar haben die Mitglieder des Moscheevereins schon zu Anfang des Konflikts einen wichtigen Punktsieg im Konflikt errungen, als sie die faschistischen Vernichtungswünsche eines Nachbarn mit äußerem Gleichmut hinnehmen und diese Konflikteskalation in Würde überstehen bzw. im besten Sinne eines Charakterwettkampfes das Gesicht wahren. Doch je länger der Prozess der Konfliktaustragung andauert, umso mehr kommt die Asymmetrie im Kräfteverhältnis der ungleichen Konfliktpartner_innen zum Ausdruck. Wie die folgende Interaktionssequenz zeigt, werden die Vereinsmitglieder durch die vom Bürgermeister vorgetragene Rhetorik des korporativen Habitus zum Ende des Konflikts regelrecht aufgespießt.

Die überlegene Expertise des Bürgermeisters

(Auszug aus dem Forschungstagebuch)

Nun erteilt sich das Stadtoberhaupt das Wort. Er erklärt noch einmal unter Zuhilfenahme des vorliegenden Modells [ein maßstabsgetreues Modell des Moscheegeländes und seines baulichen Umfeldes] die Genealogie des 16-Meter-Vorschlags. Er rekurriert dabei auf eine baurechtliche Sprachregelung, deren innere Logik wohl für alle hier Anwesenden kaum nachzuvollziehen ist. Seine Ausführungen zielen darauf, bauliche Bezugspunkte anzugeben, aus denen sich notwendig eine maximale Minarethöhe von 16 Metern ergibt. So habe das höchste an die Moschee angrenzende Haus eine Giebelhöhe von 14 Metern. Und die Moschee ohne ihren im Rohbau befindlichen Anbau, er zeigt mit dem Finger auf das Modell der alten Molkerei, sei nur etwa 10 Meter hoch. Der neben der Moschee errichtete Rohbau, „euer Neubau“, den der Moscheeverein gerade errichtet, sei nur 12 Meter hoch. Daraus ergebe sich auf der Grundlage von „Abstandsberechnungen“ eine zulässige Höchstgrenze von 16 Metern. Nachdem er seine aus einer ehernen, korporativen Logik geschlossenen Argumente entfaltet hat, wendet sich der Ratsherr noch einmal mit strengem und tadelndem Tonfall gegen den Architekten des Moscheevereins: „Du hast die Leute schlecht beraten.“ Das Stadtoberhaupt erweckt den Eindruck, als sei er, was das Baurecht betrifft, kompetenter als der Architekt. „Der Architekt hat seine Hausaufgaben nicht gemacht“, spricht er in die Runde. Letzterer läuft nun noch roter an, schüttelt den Kopf, zieht eine beleidigte Schnute, macht mit beiden Händen abwehrende Gesten, bleibt aber stumm.

Erst einmal ist festzuhalten, dass die Habitusrhetorik des Bürgermeisters sich auf Attribute seiner Persönlichkeit stützt, die die Transkription seiner Äußerungen nicht wiedergeben kann. Die sonore Stimme des Stadtoberhauptes, das relativ hohe Lebensalter sowie seine Begabung, zwischen Strenge und freundlicher Zuwendung, zwischen laut und leise, zwischen Zorn und Wohlwollen beinahe übergangslos zu changieren, akzentuieren den patriarchalen Zug seines korporativen Habitus. Solche individuellen Züge entfalten ihre volle rhetorische Wirkung aber nur deshalb, weil sie die Interessen der alteingesessenen, korporativen Stadtdgesellschaft zum Ausdruck bringen und ein entsprechend positives Feedback erzeugen.

Das Stadtoberhaupt (früher selbst Architekt) inszeniert sich in dieser und in anderen Situationen der nun geregelten und institutionalisierten Konfliktinteraktion als Experte in Sachen eines Baurechts, dem alle anderen Konfliktakteur_innen als staunende Laien gegenüberstehen. Sein Auftreten ist zudem das eines Patriarchen, der gerade aus der Sicht der vom lokalpolitischen Geschehen unberührten Mitglieder des Moscheevereins über eine Welt gebietet, die diesen labyrinthisch und unvertraut anmutet. Denn er agiert hier als Oberhaupt der lokalen Politik mit ihrem Kernstück, dem Verwaltungsapparat, dessen Mechanik den muslimischen Akteur_innen

ebenso opak erscheint wie das Innenleben eines Mikrochips. Seine in die Konfliktkommunikation eingestreuten Verweise auf vorausgegangene Konflikte und Probleme der Haller Stadtgesellschaft, aber auch anderer Kommunen sowie seine Erläuterungen des kommunalpolitischen *Procederes* führen den Anwesenden vor Augen, dass hier jemand vor ihnen steht, der – anders als sie selbst – weiß, wie's gemacht wird.

Das Stadtoberhaupt erscheint als Verkörperung der geballten korporativen Verfahrensmacht. Er fungiert gewissermaßen als Torwächter einer den alteingesessenen Bürger_innen vorbehaltenen Stadtgesellschaft und seine Rhetorik konstituiert symbolische Grenzen, die dem peripheren Fremden den Zugang zur Gemeinschaft der Alteingesessenen verschließen. Er ist der Platzanweiser, der den Konfliktakteur_innen, gleich ob alteingesessen oder neu hinzugekommen, ihre Plätze zuweist. Seine Selbstinszenierung als Patriarch, als Patron und schließlich als Experte, der offenbar selbst noch von Architektur und Baurecht mehr versteht als der vom Moscheeverein beauftragte Architekt, ist durchschlagend. An seinem korporativen und zugleich paternalistischen Habitus zerschellen alle Argumente, verstummen alle Einwände. Seine Erklärungen, dass die Muslime im Fall eines Rechtsstreites nicht von einem für sie günstigen Ausgang ausgehen dürften, verfehlt ihre Wirkung nicht. Obwohl sich die Mitglieder des Moscheevereins über Präzedenzfälle in anderen deutschen Städten und die für sie günstige Ausgangsposition in einem potenziellen Rechtsstreit informiert haben und obwohl der Bürgermeister insgeheim selbst davon ausgeht, dass Anlieger_innen und Stadt in einem solchen Rechtsstreit zweifelsfrei unterliegen würden, gelingt es ihm, die Mitglieder des Moscheevereins mittels seiner Habitusrhetorik zutiefst zu verunsichern. Indem sie sich zum Bluff steigert – auch dies eine Redekunst, deren erfolgreiche Anwendung ein Maß an Erfahrung im lokalpolitischen Engagement voraussetzt, das den in die Stadtgesellschaft drängenden muslimischen Fremden fehlt –, erzielt seine Rhetorik die gewünschte einschüchternde Wirkung.

Dem haben die Muslime nur wenig entgegenzusetzen. In dieser korporativen Stadtgesellschaft – einer Welt der gesatzten Regeln und des *Procederes*, wo institutionalisierte Willensbildung, Verfahrensregeln, Administration und formales Recht ineinander greifen – bleiben die Mitglieder des Moscheevereins Außenseiter_innen. Die Habitusrhetorik drängt die anfänglich durch den Konflikt in die Mitte der Stadtgesellschaft avancierenden Muslime in eine randständige soziale Position zurück.

Die ungleiche rhetorische Fertigkeit der korporativen Konfliktpartner_innen wird auch an einem anderen Punkt augenfällig – und zwar dort, wo es um die ‚Technik der teleologischen Zusammenfassung‘ geht. Immer dann, wenn ein Konflikt über einen längeren Zeitraum andauert und sich die Konfliktkommunikation auf spätere Termine vertagt, ist die rekursive Vernetzung des Konflikts durch Zusammenfassungen der bisherigen Konfliktgeschichte durch die Konfliktparteien notwendig. Selbstverständlich geben die Konfliktakteur_innen solchen Zusammenfassungen eine parteiliche Note; Zusammenfassungen der Konfliktgeschichte verleihen dem durch sie rekonstruierten Konfliktverlauf stets eine – wie unrein auch immer formulierte – teleologische Gestalt. Solche teleologischen Zusammenfassungen behaupten, dass die noch ausstehende

Überzeugung des Konfliktgegners bzw. der Konfliktgegnerin eine logische Konsequenz des bisherigen Konfliktverlaufs sei. Das eigene Anliegen beziehungsweise seine Akzeptanz durch Alter Ego erscheint dann als Pointe der vorausgegangenen Konfliktinteraktion; mit ihr schließt sich die Gestalt der parteilichen Zusammenfassung. Wem es gelingt, die Zusammenfassung seines Konfliktpartners bzw. der Konfliktpartnerin selbst wieder so zusammenzufassen, dass nicht das Anliegen des- bzw. derselben, sondern das eigene Anliegen als logische Konsequenz des bisherigen Konfliktverlaufs erscheint, der erzielt gewissermaßen einen Etappensieg. Doch dieser Sieg bleibt prekär, weil auch die Zusammenfassungen von Zusammenfassungen wiederum teleologisch zusammengefasst werden können. Aus diesem Grund wird die teleologische Zusammenfassung nicht nur eine Technik der Konfliktaustragung, sondern wird selbst regelmäßig zum Gegenstand eines Konflikts im Konflikt.

In dem Spiel sich wechselseitig überbietender Zusammenfassungen sind die Karten der Muslime nicht nur deshalb schlecht gemischt, weil sie der deutschen Sprache nicht in gleicher Weise mächtig sind wie die alteingesessenen Anlieger_innen, und auch nicht allein deshalb, weil den Haller Muslimen jene (Konflikt-)Erfahrung fehlt, die eingespielte Akteur_innen der Stadtgesellschaft durch lokalpolitisches Engagement gewonnen haben. Hinzu kommt vielmehr eine generations- und schichtspezifische Charakteristik, die gerade den Diskurs jener Migrant_innen auszeichnet, die der Gastarbeiter- und ihrer Folgegeneration entstammen – gemeint ist der sich in der Sprache ausdrückende grundsätzlich lockere Bezug zu Dingen und Sachverhalten.

Insbesondere im Sprachgebrauch der muslimischen Konfliktakteur_innen tritt der lockere Bezug zum Objekt deutlich zutage. Dieser äußert sich in einer Art ‚Konjunktiv des kleinen Mannes‘ – genauer gesagt in der vielseitigen und hochfrequenten Verwendung des Wortes ‚Şey‘, das man mit ‚Dings‘ oder ‚Dingsda‘ übersetzen kann. Ältere Vereinsmitglieder wie auch der Vereinsvorsitzende machen exzessiven Gebrauch von diesem Platzhalterbegriff, der grundsätzlich auf all das verweisen kann, auf das ein_e Sprecher_in objektivierend Bezug nimmt, ohne diesem Bezug unverrückbare Eindeutigkeit zu verleihen. Zur Illustration dieses Zusammenhangs sei ein ins Deutsche übersetztes Interviewzitat angeführt, bei dem Frequenz und Funktion des ‚Dingsda-Verweises‘ durch optische Hervorhebung sichtbar gemacht werden.

Lockerer Objektbezug

(Gruppeninterview mit Moscheevertretern und Imam)

Vorsitzender des Moscheevereins: „1996 ist sie [die Klage gegen ein Minarettbauvorhaben] vom Verfassungsgericht in München mit der Dings [dem Urteil], das Minarett könne gebaut werden, zurückgekommen. In München wurde geklagt, und das Gericht sagte ..., das heißt in der Landesdings[verfassung] haben sie die Freiheit, das Minarett zu bauen. Dings wegen der Religionsfreiheit machen sie Dings [sprechen sie das besagte Urteil]. Wenn der Artikel in der Verfassung besagt, dass jeder in seiner Religion und im Gewissen frei ist und es gibt die Freiheit des Gewissens, dann ist es in Ordnung. Auch ich will entsprechend meiner Religion leben. Das heißt, nach der Dings, meiner Religion, hat jede Moschee ein Minarett. Deshalb sagen wir, wir wollen dieses Minarett. Mehr verlangen wir nicht. [...]“

Vor dem Hintergrund des im Konjunktiv des kleinen Mannes geäußerten lockeren Objektbezugs wird verständlich, dass es den Moscheevereinsmitgliedern nicht gelingen kann, im rhetorischen Spiel der sich wechselseitig überbietenden Zusammenfassungen des Konfliktgeschehens mitzuhalten. So ist der Vorsitzende beispielsweise nicht dazu in der Lage, Eckdaten der bisherigen Konfliktgeschichte korrekt zusammenzufassen. Er erinnert sich nicht einmal mehr an das Datum, zu dem der Moscheeverein den Antrag zur Errichtung des Minaretts gestellt hat. Dass ihm die Gegenseite in dieser Situation mit der korrekten Information bezüglich des Antragsdatums schmunzelnd (und zugleich ihn erniedrigend) unter die Arme greift, nimmt der parteilichen Zusammenfassung des Vereinsvorsitzenden schon im Ansatz jene Überzeugungskraft, den die Technik der teleologischen Zusammenfassung in der Hand der alteingesessenen Akteur_innen entfaltet. Die Selbstinszenierung des korporativen Habitus der Muslime versagt mithin auch auf diesem Feld.

Der im Fallbeispiel dargelegte Konflikt um die Errichtung eines Minaretts im ostwestfälischen Halle ist an anderer Stelle ausführlicher behandelt worden (vgl. Hüttermann 2006). Hier und jetzt wurden nur wenige Aspekte herausgegriffen, um erstens zu zeigen, dass der Konflikt die Form eines Charakterwettkampfes zwischen korporativen Konfliktakteur_innen mit und ohne Migrationshintergrund annimmt und um zweitens deutlich zu machen, dass und wie die Asymmetrie zwischen den Akteur_innen durch den Interaktionsprozess selbst erst konstruiert werden muss, um eine Struktur der Stadtgesellschaft zu werden.

Für die Erforschung der Interaktion korporativer Akteur_innen in solchen Stadtgesellschaften, die durch migrationsbedingte Diversität geprägt sind, bleibt unermesslich mehr zu tun, als dieser kurze analytische Streifzug uns zu Bewusstsein bringen mag. Das gilt erst recht für das im nächsten Abschnitt gestreifte Feld jener Konflikte und Ausweichinteraktionen, die sich in den Übergangs- und Grenzbereichen zwischen a) migrationsbezogenen sozialen Gruppen und b) zwischen korporealer und korporativer Stadtgesellschaft ereignen.

6 Interaktionen in Zwischenräumen

Im Demarkationsbereich sozialer Gruppen

Bereits Georg Simmel hat auf die soziale Natur vermeintlich räumlicher Tatbestände hingewiesen. Und die Grenze (bzw. deren materielle und symbolische Manifestationen) ist eine solche räumliche Gegebenheit: „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit sozialem Wirken, sondern eine soziale Tatsache, die sich räumlich formt“ (Simmel 1908, S. 623). Wer die vielfältigen Formen der Vergesellschaftung im öffentlichen Raum erforschen will, findet laut Simmel in der sozialen Grenze eine geeignete Grundlage; denn:

„Ist sie [die Grenze, d. V.] freilich erst zu einem räumlich-sinnlichen Gebilde geworden, das wir unabhängig von seinem soziologisch-praktischen Sinne in die Natur einzeichnen, so übt dies starke Rückwirkung auf das Bewusstsein von dem Verhältnis der Parteien [die sich an der Grenze gegenüberstehen, d. V.]“ (Simmel 1908, S. 624-625).

In dem Maße, wie Vorstellungen von der Existenz einer Grenze zwischen zwei sozialen Gruppen bestehen und Handlungen sich darauf beziehen, vergegenständlicht sich diese vorgestellte Grenze und wirkt als verdinglichte soziale Relation auf die Intergruppenbeziehungen zurück.

Für Simmel war eins deutlich: Die Beziehungen zwischen sozialen Gruppen manifestieren sich an den sozialen Grenzen und in Grenzinteraktionen (um in der Terminologie Simmels zu bleiben – in entsprechenden ‚Wechselwirkungen‘). Soziale Grenzen – gleich ob sie auf einem materiellen Unterbau beruhen oder nicht – sind wiederum nicht zu denken, wenn man sie unabhängig von mindestens zwei Seiten bzw. mit den Augen von auf sie Bezug nehmenden Akteur_innen betrachtet. Erst das Gegensätzliche der Blickrichtungen bzw. die konstitutive Notwendigkeit, die Grenze aus entgegengesetzten Richtungen zu betrachten, macht die Grenze zur Grenze und zu einem sozialen Tatbestand.

Wenn die Grenze, wie Simmel annahm, Aufschluss über soziale Beziehungen gibt, weil sie mit ihnen einhergeht, und wenn soziale Grenzen immer Artefakte der sozialen Praxis sind, dann muss uns auch die soziale Praxis Aufschluss über die Beziehungen sozialer Gruppen geben können. Einer figurationssoziologischen Konfliktanalyse urbaner Intergruppenbeziehungen geht es denn auch zunächst und vor allem um die Akteur_innen und Interaktionen, die – bei allem, was sie sonst noch bezwecken und bewirken mögen – an der Grenze auf die Grenze einwirken. Vor diesem Hintergrund sind forschungspragmatische Ansatzpunkte herauszustellen, an denen die Analyse von gelebten urbanen Machtbalancen ansetzen kann:

- (1) Die durch Alltagsinteraktionen gesetzten, reproduzierten oder veränderten Grenzen der Interaktion bestehen in der Stadtgesellschaft nicht als abstrakte Linien, sondern sind als mehr oder weniger tief gestaffelte (Zeit-)Räume zu begreifen. Wer diese **Demarkationsräume** und die darin wirkenden Akteur_innen und Dynamiken betrachtet, findet einen Ansatzpunkt zur Detektion gelebter Machtbalancen im Verhältnis urbaner Gruppen.

- (2) Die **Qualität der Beziehungen** zwischen urbanen Gruppen spiegelt sich in den Erfahrungen wider, die Individuen oder Gruppen machen, wenn sie die symbolisch markierten und autorisierten Passagen des urbanen Grenzregimes nutzen oder diese alltagsweltlich etablierten Grenzen an unautorisierter und ungewohnter Stelle bzw. zu unautorisierter und ungewohnter Zeit übertreten.
- (3) Das **Ausmaß und die Qualität der Machtbalancen** zwischen den urbanen Gruppen lassen sich insbesondere anhand der Analyse der in der Alltagspraxis erlebten (bzw. berichteten) Widerstände, Reibungen, Zusammenstöße, Hemmungen, Zurückweisungen, Diskriminierungen etc. ermitteln, von denen autorisierte und nichtautorisierte urbane Akteur_innen berichten, wenn sie die etablierten Passagen bzw. Demarkationsräume nutzen oder sich über die etablierten Grenzen hinwegsetzen. Alltagsweltliche Verdrängungs-, Ausweichmanöver, Rückzugshandlungen, Invisibilisierungs-, Tarnungs-, Täuschungs- oder Umgehungs-, aber auch Angriffsstrategien an und auf der Grenze geben Aufschluss über entsprechende Machtbalancen.

Die Fruchtbarkeit der drei forschungspragmatischen Ansatzpunkte für die Analyse stadtgesellschaftlicher Machtbalancen soll nun durch die nachstehend darzulegende Typologie charakteristischer Akteur_innen und Praxisformen weiter plausibilisiert werden. Von einer theoretischen Begründung dieser ‚Akteurstypen‘ sieht der Autor dieser Zeilen bewusst ab. Begründen kann sie letztlich nur eine sich auf sie beziehende erfolgreiche Forschungspraxis.

Mindestens fünf verschiedene idealtypisch zugespitzte Akteurstypen und Praxisformen sind für das Handeln im alltagsweltlichen Grenzregime moderner Stadtgesellschaften charakteristisch (zu den ersten vier der fünf nachstehend aufgeführten Akteurstypen vgl. Zinnecker 2006).³³ Die Erforschung der Machtbalancen stadtgesellschaftlicher Intergruppenbeziehungen, sozialer Grenzen und Grenzregime kann und sollte speziell bei jenen Erfahrungen ansetzen, die diese urbanen Akteurstypen (bzw. ihre realtypischen Pendanten) machen bzw. artikulieren. Diese Erfahrungen – und letztlich die Akteurstypen selbst – sind ebenfalls Ansatzpunkte zur Forschung gruppenbezogener Machtbalancen in den Stadtgesellschaften mit Migrationshintergrund.

- (1) Auf den zentralen Bühnen der Urbanität bewegt sich der bzw. die **Flaneur_in**, wie ihn Benjamin charakterisierte (vgl. 1983), im Grenzbereich sozialer Kreise. Er oder sie schwelgt in einem Horizont unverbindlicher Möglichkeiten der komparativen oder assoziativen Beobachtung und des ökonomischen oder sozialen Austausches, ohne sich je von einer Situation, einer Stimmung, einem Gegenüber, einer Erkenntnis, einem Vergleich oder einem Gegenstand gefangen nehmen zu lassen. Er oder sie schwebt gewissermaßen über den sozialen Räumen und

³³ Die Reihe der nachstehend genannten Akteurstypen ist natürlich nicht abgeschlossen. Die fünf Typen stehen vielmehr einen ersten epistemologischen Zugang zur Erforschung von Machtbalancen im alltagsweltlichen Grenzregime der Stadtgesellschaft. Darüber, welche Grundtypen noch hinzukommen mögen, bestimmt der weitere Fortgang der Forschung.

ihren Grenzen. Der bzw. die Flaneur_in erinnert in dieser Hinsicht an die Figur des Engels in Wim Wenders Film ‚Der Himmel über Berlin‘, nur dass er bzw. sie in der Stadtgesellschaft als eine korporeale, sicht- und vernehmbare soziale Figur auftritt. Sein oder ihr Tun mag dem Betrachter rhapsodisch erscheinen – zusammengehalten allein durch die Praxis des Flanierens selbst.

- (2) Der bzw. die **Grenzgänger_in** dagegen pendelt routinemäßig von einer Seite zur anderen. Sowohl die Pendelbewegung als auch die Tatsache, dass er bzw. sie mit beiden Seiten der Grenze vertraut ist, zeichnen ihn bzw. sie aus. Alltägliche Grenzgänger_innen im Sozialraum sind etwa Berufspendler_innen, Polizist_innen im Wach- und Wechseldienst, Taxifahrer_innen, Ärzte bzw. Ärztinnen, Lieferant_innen, Gäste etc. Die Wege, die der oder die Grenzgänger_in zurücklegt, und die Passagenrituale, denen er bzw. sie sich unterzieht (z. B. Begrüßung, Abschiede, Smalltalks etc.), konstituieren räumliche und zeitliche Transiträume.
- (3) Der bzw. die **Grenzwechsler_in** wiederum wechselt nicht wie der bzw. die Pendler_in vorübergehend auf ‚die andere Seite‘, sondern er geht als ganze Person und das für immer. Parvenüs, Kronzeug_innen, Flüchtlinge und Konvertiten sind typische Grenzwechsler_innen. Häufig antizipiert er oder sie seinen bzw. ihren Wechsel in Form einer Art inneren Emigration vor der Emigration. Insofern er bzw. sie nicht mehr ganz da, zugleich aber noch nicht dort ist, befindet er oder sie sich in einem Dritten. Auf dem Weg zum anderen Ort bzw. auf den Stationen seiner oder ihrer Reise gibt er oder sie diesem Dritten nicht nur eine sinnhafte, sondern auch eine konkrete Ausdehnung.
- (4) Der bzw. die **Pionier_in** überwindet die Grenze, ohne die ihm begegnenden Widerstände und Risiken seines bzw. ihres Tuns antizipiert zu haben und ohne die Absicht zu hegen, das bestehende Grenzregime zu verändern. Dem Pioniertypus entsprechen z. B. solche Angehörige der Gastarbeitergeneration, die ein Mietshaus erwerben und die alteingesessenen, deutschstämmigen Mieter_innen damit überraschen, dass sie ihnen nun in der ungewohnten Rolle des Vermieters bzw. der Vermieterin begegnen. Die Widerstände und Rückschläge, die der oder die Pionier_in auf seiner bzw. ihrer Passage und im Verlauf seiner bzw. ihrer Niederlassung erfährt, markieren die Extension der Grenze und den Grad ihrer Durchlässigkeit.
- (5) Urbane **Konfliktakteur_innen** unterscheiden sich von den voranstehenden, bisher genannten Akteurstypen dadurch, dass sie gezielt auf das bestehende Grenzregime einwirken und von seiner Alterierbarkeit ausgehen. Die Handlungsweisen, mit denen sie auf das Grenzregime einwirken, nehmen ganz unterschiedliche Formen an und lassen es daher notwendig erscheinen, Untertypen zu bestimmen: **Grenzwächter_innen** etwa identifizieren Eindringlinge und mobilisieren ggf. Gefolgschaft (z. B. gleichgesinnte Nachbar_innen, Ordnungsbehörden oder die Polizei), um so die Grenzübertreter_innen zurückzudrängen und in ihre Schranken zu verweisen. **Eindringlinge** oder auch **Grenzübertreter_innen** (von Rebellen bis hin zu kontrakulturellen Szeneangehörigen bis hin zu Kriminellen) wollen dagegen das lokale Grenzregime und

das durch es verkörperte Machtdiffenzial in seiner bestehenden Form schwächen, seine Grenzen zu ihren Gunsten verschieben bzw. das eigene Territorium erweitern oder die bestehenden Grenzen ganz beseitigen, indem sie diese gezielt übertreten, um etwa Widerstand zu provozieren und diesen dann nach Möglichkeit niederzuringen. **Vermittler_innen** sind ebenfalls bedeutsame Konfliktakteur_innen, denn sie wollen ebenfalls Grenzen verändern oder beseitigen. Ihnen geht es dabei speziell um Grenzen zwischen Konfliktparteien und –akteur_innen bzw. darum, Konflikte zu deeskalieren oder gar zu beenden.

In dem Maße, wie es gelingt, Grenzerfahrungen urbaner Akteur_innen – im Sinne von Erfahrungen an und mit Grenze – nachzuzeichnen, erschließt sich das Ensemble der sozialräumlichen Grenzen. Und in dem Maße, wie man urbanen Akteur_innen auf eingetretenen und mehr noch auf neuen Pfaden folgt, wird ersichtlich, dass die Grenze, die urbane Akteur_innen voneinander trennt, keine Linie ist, sondern selbst wieder ein mitunter tief gestaffelter Raum – ein Raum, der Grenzgänge und Passagen möglich macht und der Stationen des Fortkommens impliziert. Seine Passage nimmt zu dem Zeiträume in Anspruch.

Mitunter wird der bzw. die urbane Akteur_in auf seiner bzw. ihrer räumlich und zeitlich mehr oder weniger ausgedehnten Grenzpassage bzw. auf seinem oder ihrem Weg zum Stillstand oder gar zur Umkehr gezwungen. Folgt man etwa mit Elijah Anderson (vgl. Anderson 2011; ebenso Essed 1991) urbanen Akteur_innen unterschiedlicher ethnischer Herkunft auf ihren Alltagsrouten durch die von ethnischer Diversität geprägte Stadt, begleitet man sie also auf jenen Wegen, die sie z. T. auch über die eingelebten Intergruppengrenzen hinweg führen, so wird die mitunter tiefe Staffelung jener Übergangs- und Zwischenräume deutlich, in denen die Grenzüberschreitung erfolgt. Grenzen sind keine Linien, sondern ähneln in extremeren Fällen Parcours, die mit Hindernissen und Türen versehen sind, die im nächsten Moment wieder zugeschlagen werden können.

Anderson zeigt dies anhand seiner ethnographischen Studie über den urbanen Alltag in Philadelphia. Er befasst sich hier gezielt mit urbanen Demarkationsräumen – etwa mit Bars am Rande eines alt-eingesessenen Marktzentrums –, bei deren Betreten die Stadtbewohner_innen die etablierten Segmente des urbanen Grenzregimes verlassen. Die ethnischen Grenzen sind hier zumindest vorübergehend u. a. durch rege Anwendung von Smalltalk und durch rhapsodische Konversationen suspendiert.³⁴ In diesen ‚Cosmopolitan Canopies‘ kommen sich die Menschen mit unterschiedlichem ethnischen und sozialstrukturellem Status so nahe wie sonst in keinem anderen Sozialraum der Stadt. Dies gelingt allerdings nur solange, bis es zum so genannten ‚Niggermoment‘ kommt. Dabei handelt es sich um einen Augenblick, in dem einem der Beteiligten vielleicht gerade aufgrund der ihn beschwingenden Unbeschwertheit dieser geselligen, symmetrischen Ausnahmesituation ganz beiläufig

³⁴ Dass Smalltalk gerade in urbanen Diversitätskontexten dazu geeignet ist, Mauern des Misstrauens zu überwinden, ist eine in der Kommunikationswissenschaft lange etablierte Erkenntnis (vgl. Bernstein 1975). Auch die Tatsache, dass er auch Grenzen setzen kann, wie u. a. Anderson zeigt, ist inzwischen allgemein anerkannt. Eine andere Grundeinsicht über Smalltalk betrifft schließlich dessen Funktionen: „However, in small talk, relational issues are paramount“ (Coupland 2003, S. 4).

und ohne maliziöse Absicht ein rassistisches Vorurteil entschlüpft, – eine unbedachte Äußerung, die den Übergangsraum jäh verschließt und gerade hier, wo eben noch alles möglich erschien, eine neue undurchdringliche Mauer errichtet.

Im Demarkationsbereich korporealer und korporativer Interaktion

Nicht nur innerhalb der korporealen und nicht nur innerhalb der korporativen Stadtgesellschaft werden Räume beansprucht, verteidigt, geöffnet und geschlossen, sondern auch zwischen diesen beiden Interaktionsdimensionen der Stadtgesellschaft interagieren Akteur_innen. Sie bedrängen einander, rücken vor und zurück und schaffen Zwischenräume. Solche Zwischenräume werden je nach Akteursbezug mal als Freiräume, mal als Schlupflöcher und mal als unsichere Übergangsräume genutzt.

Hier soll nur ein einziges typisches Beispiel der Ausweichinteraktionen beschrieben werden, das im Demarkationsbereich zwischen korporativer und korporealer Interaktion liegt. Es geht um die Interaktion zwischen korporativem lokalem Sozialstaat in Gestalt der lokalen Filiale der Agentur für Arbeit und korporealen Akteur_innen der Stadtgesellschaft hier in Gestalt von Arbeitslosen. Welche Relevanz die Interaktion einer staatlichen Behörde mit Stadtbewohner_innen hat, wird dann auf dem zweiten Blick deutlich.

Das Interaktionsspiel der örtlichen Agentur für Arbeit und den in ihren lokalen Kompetenzbereich fallenden Menschen wird (im Jahre 2017) in der Regel durch eine *Einladung nach § 309* eröffnet. Es geht darum, das korporeale Individuum schon mit dem Einladungsschreiben (der Aufklärung über Pflichten und der gleichzeitigen Androhung geldwerter Sanktionen) in die korporative Welt der Systemzwänge und Verfahrensregeln einzubinden, um es so bewegen und verschieben zu können, dass es sich für den Arbeitsmarkt zurichten lässt und/oder sich darin einfügt. Schon vor der Begegnung von Angesicht zu Angesicht wird die Grundstruktur der korporativen Habitusarbeit deutlich – nämlich die einer Double-Bind-Kommunikation.

So wird das korporeale Individuum im ersten ‚Einladungsbrief‘ abwechselnd mal als Kund_in und dann wieder – etwa mit Blick auf die zahlreichen Androhungen rechtlich institutionalisierter Sanktionen – mittelbar als potenzieller Arbeitsverweigerer bzw. potenzielle Arbeitsverweigerin angesprochen, der bzw. die gleichsam unter die Bewährungsaufsicht der lokalen Agentur zu stellen und nur mit Sanktionsandrohungen zu motivieren ist.³⁵ Die Anrede als Kund_in suggeriert, dass dem bzw. der Angesprochenen Raum gegeben wird, Ansprüche und Bedürfnisse zu artikulieren und sich darin frei zu bewegen. Die im gleichen Atemzug artikulierten Belehrungen über einzuhaltende Pflichten suggerieren aber, dass es sich beim bzw. bei der Angesprochenen um eine Art Beschuldigte_n handelt,

³⁵ Bis auf drei Sätze und einem kleinen Abschnitt, der wie ein Formular gestaltet ist und bei dem man (mit Blick auf eine schnelle Rückantwort) zutreffende Aussagen ankreuzen kann, besteht der Einladungsbrief zum größten Teil aus ‚Rechtsfolge- und Rechtsbehelfsbelehrungen‘ sowie aus weiteren ‚Hinweisen‘, die auf Pflichten verweisen. Für den Fall, dass der oder die ‚Kund_in‘ diese Pflichten nicht erfüllt, droht der Einladungsbrief ihm Sperrzeiten an.

der bzw. die vorsorglich unter Aufsicht gestellt werden muss. Die zweite Botschaft des ‚Einladungsbriefes‘ entzieht dem bzw. der Adressat_in somit genau den Freiraum, der für eine ihm oder ihr zugedachte Kundenrolle konstitutiv wäre. Kundenstatus und der Status eines bzw. einer gewissermaßen unter präventiver Führungsaufsicht stehenden Verdächtigen schließen sich aber gegenseitig (sozio-)logisch aus. Mit Hilfe solcher Double-Bind-Kommunikationen beansprucht die lokale Agentur für Arbeit indirekt Verfügungsgewalt über den privaten und/oder öffentlichen Raum. Denn wer Individuen – beinahe im wörtlichen Sinne – dazu bewegen kann, den lokalen und/oder privaten Raum in bestimmter Weise zu nutzen (etwa durch Erwerbstätigkeit oder Qualifizierungsmaßnahmen etc.), der beherrscht bis zu einem gewissen Grade auch den Raum.

Damit ist das hier als Beispiel aufgegriffene Interaktionsspiel im Grenzbereich zwischen korporativer und korporealer Welt jedoch nicht zu Ende, es beginnt erst: Denn die so Angesprochenen geben ihren individuellen Anspruch auf den Raum nicht automatisch auf. Ein Mittel zu diesem Zweck ist es, die Habitusrhetoriker_innen des lokalen Sozialstaates in die Welt der korporealen, verletzlichen und gar sterblichen – und somit mit existenzieller Solidarität ‚rechnenden‘ – Individuen gewissermaßen hinüberzuziehen. Dazu ist es notwendig, den Fachmenschen gewissermaßen aufzuspalten. Hinter der Funktionsrolle soll der ganze, u. a. auch ethisch verantwortliche Mensch hervortreten, der sein Gegenüber nicht länger als Sache behandeln, sondern ihm mit Ansehen seiner Person gegenüber-treten sollte. Die Aufspaltung kann, wenn überhaupt, nur dann gelingen, wenn und insofern es dem bzw. der ‚Kund_in‘ gelingt, sich als ganze Person bzw. als eine leibhaftige Person mit eigener, wenn auch verletzlicher Würde in Szene zu setzen.

Auf diese Weise sollen beim Gegenüber Beißhemmungen und Skrupel geweckt werden. Denn in der Welt der verletzlichen korporealen Individuen hat die Empathie für individuelle Not- und Zwangslagen mehr Bedeutung als in der korporativen Welt der Verfahrensregeln. Hat das Individuum den oder die Sachbearbeiter_in bzw. Arbeitsberater_in einmal aus seiner Funktionsrolle gelockt, so kann es ihm seinerseits bzw. ihr ihrerseits gelingen, den korporativen Akteur oder die korporative Akteur_in in die gewünschte Richtung zu bewegen und so seine korporealen Interessen zu verteidigen. Der Handlungsraum für derartige Ausweichinteraktionen zwischen korporativem Verfahren und lebensweltlicher Strategie ist selbstverständlich durch das institutionelle vorgeordnete Machtdifferential eingeschränkt. Sein Sanktionspotential (die Verfügung über Geldleistungen und das in der Regel umfangreichere Wissen um Verfahrensnormen) geben dem bzw. der korporativen Akteur_in in dieser Situation überlegene Machtmittel in die Hand. Doch es wäre naiv, sein Gegenüber a priori als ohnmächtiges, vollständig inkorporiertes Passivum zu betrachten.

Auch im gerade genannten Beispiel dienen Konflikt- und Ausweichinteraktionen als Medium der Konstitution stadtdgesellschaftlicher Gruppen. So werden Arbeitslose einer Stadtdgesellschaft, die unter die SGB-III-Gesetzgebung fallen, nicht zuletzt im genannten Zwischenraum in einer Weise sozial ausgefällt, dass sie sich selbst als Gruppe wahrnehmen und benennen. Sowohl die Abwertung der ‚Kund_innen‘ als auch die Gegenabwertung des Staates, der in der Maske des korporativen Akteurs auftritt, zehrt denn auch von Narrativen, die von solchen und anderen Interaktionen im Grenzbereich

reich handeln. Vor allem dann, wenn die Administration des örtlichen Sozialstaates einer durch Zuwanderung geprägten Stadtgesellschaft sich aus Ältereingesessenen rekrutiert, während die Klient_innen sich überwiegend aus der Gruppe der Zugewanderten zusammensetzt, kann dies das Machtgefälle im Verhältnis der beiden genannten Gruppen bzw. ihre entsprechend asymmetrische Figuration in besonderer Weise lokal erlebbar machen und verstärken.

Wie bedeutsam der hier zwischen korporealen und korporativen (z. B. behördlichen, aber auch organisierten) Akteur_innen gespannte Zwischenraum für die Herausbildung und das Zusammenleben sozialer Gruppen mit und ohne Migrationshintergrund ist, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die intendierten und nichtintendierten Nebeneffekte solcher Interaktionen im Zwischenraum in immer mehr Stadtgesellschaften westlicher Einwanderungsgesellschaften durch Akteur_innen des Diversitymanagements supervidiert, evaluiert und kontrolliert werden (vgl. Vertovec 2012, 1995; Meissner/Vertovec 2015; Bukow et al. 2011).

7 Reclaiming Space

Eingangs wurde dargelegt, dass der Autor Stadtgesellschaft als Interaktion begreift. An dieser Stelle gilt es hinzuzufügen, dass solche Interaktionen selbstverständlich nicht an einem zentralen Ort bzw. in einer maßgeblichen lokalen Arena stattfinden, sondern auf den unterschiedlichsten lokalen Interaktionsfeldern. Solche figurativen Felder sind u. a. lokale Bühnen des Flirts, des Sports, der Ökonomie, die Interaktion auf öffentlichen Wegen und Plätzen (vgl. Dirksmeier/Helbrecht 2015), das Feld der Schule und Ausbildung, der öffentliche Kinderspielplatz (vgl. Weck 2017) und nicht zuletzt das Straßenbahnfahren (vgl. Hüttermann/Minas 2015) oder die Freibadnutzung (vgl. Jacobsen 1997). Auf figurativen Feldern werden lokale Intergruppenfigurationen und Gruppengrenzen reproduziert und variiert. Dies geschieht insbesondere (aber nicht ausschließlich) durch die machtvollen Erzwingung von Ausweichmanövern durch die raumgreifende Inszenierung von Statussymbolen, Lebensstilen oder – im weitesten Sinne des Wortes – von Überholprestige und durch Konflikt. Auf manchen Figurationsfeldern, wie etwa auf dem des Straßenbahnfahrens, sind flüchtige Interaktionen und episodische Konflikte von erstrangiger Bedeutung für das Ausstarieren der Machtbalance. Auf anderen Feldern, wie etwa auf dem Felde rechtlich eingegegter lokaler demokratischer Konfliktaustragung, sind es eher zeitlich ausgedehnte Konfliktverläufe, die unter anderem durch (lokal-)öffentliche Medien sichtbar gemacht werden.

Alle diese Figurationsfelder haben ihre ‚Spielregeln‘. Diese Spielregeln sind zum einen in Form von informellen, lebensweltlichen Selbstverständlichkeiten gegeben, die erst dann zu Tage treten, wenn sie enttäuscht beziehungsweise problematisiert werden oder z. B. infolge sozialen Wandels nicht mehr funktionieren. Zum anderen sind die Spielregeln auch in Form von Satzungen oder Recht verschriftlicht.³⁶ Aber selbst dort, wo man von einem hohen Maß an Formalisierung und Verrechtlichung ausgehen kann, ist die Soziologik der Interaktion noch lange nicht verstanden, geschweige denn sichtbar geworden. Das zuvor angeschnittene Fallbeispiel eines Minarettkonfliktes sollte zeigen, dass auch auf solchen Feldern bislang weitgehend unverstandene, unscheinbare lebensweltliche Mechanismen der Über- und Unterordnung wirksam sind, wie etwa die etwas eingehender betrachtete ‚Rhetorik des korporativen Habitus‘. Hinzu kommt: Auf den einzelnen Feldern gelten je feldspezifische Vorfahrtsrechte und unterschiedliche Formen von Überholprestige und Rangordnungen. Während etwa der wirtschaftliche Erfolg einer Migrantin dieser auf einschlägigen Arenen der lokalen Ökonomie gewisse Vorfahrtsrechte einräumt, kann derselbe Erfolg ihr auf anderen, dem lokalen Establishment eher kritisch eingestellten Feldern Zugänge verschließen.

Um nun die in den Alltag eingelassenen Intergruppenbeziehungen einer von migrationsbezogener Diversität geprägten Stadtgesellschaft, die Qualität der Intergruppenbeziehungen und insbesondere die das Alltagsleben prägenden Machtbalancen einer Stadtgesellschaft zu erfassen, müssen die auf den unterschiedlichen Interaktionsfeldern ermittelten Grenzregime miteinander verglichen und mit

³⁶ Zu den unterschiedlichen Graden lebensweltlich eingebetteter Regeln bzw. Selbstverständlichkeiten vgl. Hallsson 1999, 1994; Hüttermann 2002, S. 59-66.

Blick auf Homologien und Divergenzen des Grenzverlaufs durchmustert werden. Speziell mit Blick auf Stadtgesellschaften, die durch Migration diversifiziert sind, ist dabei zu prüfen, ob sich auf den unterschiedlichen Figurationsfeldern auch homologe Gegnerschaften herausbilden, die etwa durch bestehenden bzw. nichtbestehenden Migrationshintergrund definiert sind. Denn vor dem Hintergrund konflikttheoretischer Einsichten ist davon auszugehen, dass homologe feldübergreifende Gegnerschaften das Eskalationspotenzial von Intergruppenkonflikten erhöhen (vgl. Coser 1965; Varshney 2002). Zudem liegt es gewissermaßen auf der Hand, dass die Qualität der lokalen Intergruppenbeziehungen auch schon im Vorfeld eventueller Eskalation durch die Herausbildung homologer Gegnerschaften affiziert ist.

Stehen sich in einer gegebenen Stadtgesellschaft auf allen relevanten Figurationsfeldern Gegner_innen gegenüber, die sich z. B. auf der einen Seite aus Alteingesessenen und auf der anderen Seite aus Zugewanderten zusammensetzen, so greift der Verstärkereffekt homologer Konfliktkonstellationen in der Weise, dass migrationsbezogene Gegnerschaften verstetigt und verstärkt werden. Die Eskalation von Intergruppenkonflikten zwischen Alteingesessenen und Zugewanderten wird dann wahrscheinlicher. Überkreuzen sich aber die Konfliktlinien – sind z. B. die Gegner_innen auf einem Figurationsfeld auf einem anderen Figurationsfeld Bündnispartner_innen – so reduziert sich die Eskalationsgefahr (Dämpfereffekt). Stehen sich beispielsweise im Bereich von Liebe, Flirt und Partnerschaft (z. B. in der lokalen Klubszene) alteingesessene und neuangesiedelte Stadtbewohner_innen in Gegnerschaft gegenüber, während die gleichen Akteur_innen aber auf dem Feld des lokalen Fußballs zusammenstehen, um etwa eine möglichst hohe Ligaplatzierung zu erkämpfen, so wirkt sich die sich daraus ergebende Überkreuzung von Konfliktlinien im Sinne einer Durchkreuzung migrationsbezogener Gegnerschaften aus. Denn wenn in der Stadtgesellschaft aus Gegner_innen Bündnispartner_innen und aus Verbündeten wieder Gegner_innen werden können, weil es die jeweiligen Interessendivergenzen bzw. je aktuellen Konfliktthemen nahe legen, dann schrumpft auch der stadtgesellschaftliche Raum für vermeintlich eherne, kulturalisierte Feindschaftskonstellationen (vgl. Hüttermann 2015).

Folgen wir also den Akteur_innen der Stadtgesellschaft auf ihren Wegen durch die Stadtgesellschaft, begleiten wir sie auf ihren beiläufigen Ausweichmanövern oder auf ihren Routen und Routinen, die in mehr oder weniger flüchtiger Form die Verdrängung anderer bewirken, behalten wir sie auch dann im Blick, wenn sie sich auf mehr oder weniger episodische Konflikte einlassen und sind wir schließlich dabei, wenn sie die lokalen Grenzpassagen bewältigen oder vor ihnen zurückschrecken, dann erhalten wir Einblicke, welche die stadtgesellschaftlichen Machtbalancen, die Qualität der Intergruppenbeziehungen und schließlich auch das lokale Konfliktpotenzial erhellen.

Die eingangs gestellte Frage, auf welcher methodisch-konzeptionellen Grundlage die an Urbanität interessierte Soziologie dahin gelangen kann, Interaktionsbeziehungen sozialer Gruppen sowie korporealer und korporativer Akteur_innen in der Stadtgesellschaft ergebnisoffen zu erforschen, ist damit beantwortet. Es wird vorgeschlagen, eine Forschungsperspektive zu verfolgen, die die auf Raum und Machtbalancen verweisenden Folgen und Nebenfolgen beiläufiger alltäg-

licher Handlungen genauso ernst nimmt wie die machtvolle Interaktion korporativer Akteur_innen. Ein solches Konzept basiert im Wesentlichen auf der Analyse von figurationswirksamen Ausweichinteraktionen und Konflikten, an denen sowohl korporative als auch leibhaftige Menschen auf den figurativen Feldern einer Stadtgesellschaft beteiligt sind. Ihre Analyse würde prozessierende Intergruppenfigurationen zutage fördern, die zur Festigung oder zur Veränderung lokaler Machtbalancen und letztlich zum Verständnis des urbanen Intergruppenlebens und des urbanen Alltags beitragen. Dies ist forschungslogisch nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil der soziale Prozess der Stabilisierung oder des Wandels von Machtbalancen wiederum für die Ursachenanalyse von Konflikten zwischen Gruppen und Akteur_innen der Stadtgesellschaft von großer Bedeutung ist; denn, wie bereits zuvor mit Blick auf die Diskussion der modernen Konfliktforschung gesagt worden ist: Nicht verstetigte, sondern sich wandelnde homologe Rangordnungen und Machtbalancen urbaner Gruppen und Akteur_innen tragen dazu bei, Konfliktkonstellationen entzündungsfähig zu machen.

Konvergenzen, Anschlüsse und Ausblicke

Zum Ausblick hier noch einige sehr kurze – und in dieser Kürze unausweichlich auch verkürzende – Bemerkungen zur Anschlussfähigkeit des Gesagten an eine jüngere interdisziplinär geführte epistemologische Debatte um den Raum (vgl. etwa Soja 2009; Warf/Arias 2009). Diese Debatte ist von Wissenschaftler_innen angestoßen worden, die davon ausgehen, dass die Sozial- und Kulturwissenschaften den Raumbezug sozialer und kultureller Tatsachen vernachlässigt haben. Wie schon aus den beiden voranstehenden Kapiteln zu entnehmen ist, teilt der Autor diese Annahme. Er nimmt in diesem Zusammenhang an, dass die inkriminierte Vernachlässigung durch mehrere aufeinander folgende und sich in ihrer Wirkung verstärkende epistemologische Kehren vorbereitet wurde. Jede dieser Wendungen mag für sich genommen wichtige Erkenntnisfortschritte markiert haben, in ihrem Zusammenwirken aber haben die mit ihnen einhergehenden neuen Einsichten eine umfassende Wegsicht bewirkt – die zunehmende Ignoranz des Raumes.

Da ist zunächst der oben angesprochene phänomenologische Umbruch in der Philosophie zu nennen, der dem Raum, nach dem Paukenschlag der Relativitätstheorie, endgültig seine euklidische Qualität als etwas vermeintlich Selbständiges und an sich Seiendes genommen hat. Die philosophische Phänomenologie denkt den Raum vielmehr in Abhängigkeit vom historisch situieren Erkenntnissubjekt. Später tritt der Erfolg der von Berger/Luckmann angeregten konstruktivistischen Forschungsperspektive hinzu, die den Raum als Artefakt der sozialen Praxis fasst. Insbesondere das konstruktivistische Vorurteil, dass man das, was man konstruiert hat, nach Belieben rückgängig machen oder variieren kann, mag dazu beigetragen haben, die ‚Trägheitsmomente‘ und Prägekräfte der Raumstrukturen zu unterschätzen. Und schließlich – dies ist z. T. auch schon bei Berger und Luckmann angelegt – kommt der so genannte Linguistic Turn ins Spiel, der den Raum in einen Appendix machtvoller (Foucault) oder vernunftgeladener Diskurse (Habermas) verwandelt. Auch hier erscheint der Raum als ontologisch nachrangige Größe. Gewis-

sermaßen den Rest erledigt dann die aktuell scheiternde, sowohl von der Globalisierungsforschung als auch von der Luhmannschen Systemtheorie herbeigeredete epistemologische ‚Überwindung‘ des Schranken setzenden Raumes.

Ganz im Gegensatz zu dem, was die gerade geschilderten epistemologischen Kehren erwarten ließen, meldet sich der Raum – und mit ihm die ihn füllenden materiellen und Schranken setzenden Qualitäten – gegenwärtig in einer Weise zurück, dass dieser weder ins *global village* noch in den toten Winkel der Weltgesellschaft passen will. Insofern er die teleologische Perspektive irritiert, artikuliert sich Raum als Widerstand, als Hemmnis, Auflehnung oder Gegenwirkung. Dazu einige willkürlich herausgegriffene Beispiele: Aktuell zeigt sich, dass die großen Städte dieser Welt sich wider Erwarten nicht automatisch in enträumlichte *global cities* verwandeln, sondern weiterhin sozialräumlich verankert Armutsräume aufweisen.³⁷ Hinzu kommt, dass einzelne nationalstaatliche Räume – siehe etwa das Beispiel der aktuellen, sich zuerst in Griechenland manifestierenden Finanzkrise (2009 bis mindestens 2017) oder den so genannten Brexit (seit 2016) – immer noch nicht (und vielleicht niemals) nahtlos in supranationale Zusammenschlüsse aufgehen. Ferner ist anzumerken, dass auch das Internet neue Grenzen setzt und somit exklusive Räume schafft und unter anderem durch Firewalls und Intranet abschirmt, welche die ursprünglichen Visionen einer auf gleicher Augenhöhe erfolgenden raumunabhängigen Vergemeinschaftung konterkarieren (vgl. Schroer 2006, S. 264-275). Und schließlich sei noch die manchen Teleolog_innen, etwa dem, der zu Beginn der 90erziger Jahre das ‚Ende der Geschichte‘ voraussagte (vgl. Fukuyama 1992), widersprechende Tatsache angeführt, dass selbst die mächtigste global operierende Militärmaschinerie in den Bergregionen von Afghanistan scheitert. Solche und andere Gegenevidenzen laufen den durch die epistemologischen Enträumlichung der Sozial- und Kulturwissenschaftlichen geweckten Erwartungen zuwider.

Nicht zuletzt in Reaktion auf solche Gegenevidenzen hat sich seit einigen Jahren eine Bewegung formiert, die einen Spatial Turn der Kultur- und Geisteswissenschaften explizit fordert (vgl. Döring/Thielmann 2008; Warf/Arias 2009) oder ohne Rekurs auf dieses Schlagwort implizit vorantreibt (vgl. Fischer/Delitz 2009; Berking 1998, 2006b; Schroer 2006). Die Herausforderung, der sich die Befürworter_innen dieser erneuten Kehre stellen, besteht darin, eine neue Forschungskultur zu kreieren, die den Raum als sozialen Tatbestand ernst nimmt, ohne ihn deshalb gleich mit extrasozialen Naturräumen gleichzusetzen bzw. in einen naiven Realismus zurückzufallen.

Martina Löw gibt eine konzeptionelle und insofern auch konstruktive Antwort auf die genannte Herausforderung. Ihrer ‚Raumsoziologie‘ zufolge gehen relationale Räume, die sie immer in Beziehung zu ihrem heuristischen Gegensatz – dem extrasozialen, absolutistischen Raumbehälter

³⁷ In einem in Bradford am 11. Oktober 2009 gehaltenen Vortrag erläutert Trevor Phillips (damals Vorsitzender Commission for Racial Equality in Großbritannien), dass sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen in London noch hundert Jahre nach der von Charles Booth zwischen 1902 und 1904 veröffentlichten Sozialgeographie der Arbeiterarmut weitgehend in den gleichen Quartieren leben wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

– denkt, aus drei verschiedenen sozialen Praktiken hervor (vgl. Löw 2008, S. 50): erstens aus „kognitiv-diskursiven Verknüpfungsleistungen“, die sie auch unter dem Begriff der „Synthese“ fasst (Löw 2001, S. 63). Dabei handelt es sich um die Relationierung von Zeichen, Symbolen, Images, Gefühlen, Erinnerungen und Wahrnehmungen, denen wir implizit oder explizit Positionen, Qualitäten und Abstände zuschreiben. An zweiter Stelle nennt Löw Platzierungspraktiken bzw. das „Spacing“ (Löw 2001, S. 158). Sie bezieht sich damit auf das Platzieren, Markieren und Bewegen von sozialen Gütern und Menschen mittels Praktiken des Bauens, des Arrangierens von Waren, der Errichtung und der Vermessung von Grenzen etc. Und an dritter Stelle führt Löw in ihrer *Soziologie der Städte* die „Benennungspraxis“ (Löw 2008, S. 50) an. Das Konzept der Benennungspraxis steht für so etwas wie die autobiographische Selbstbeschreibung der Stadt, mit deren Hilfe diese sich im Verhältnis zu anderen Städten und im Lichte anderer Städte betrachtet, um sich Individualität bzw. einen je besonderen Ruf, einen Rang und/oder einen charakteristischen lokalen Entwicklungspfad zuschreiben zu können.

Gleich ob sie sich als Teil des Spatial Turns begreift oder nicht – Löws Konstitutionsmodell relationaler Räume verleiht der vieldiskutierten Kehre zum Raum eine gewisse konzeptionelle Bodenhaftung. Und vor dem Hintergrund ihres Modells lässt sich auch der hier vorgeschlagene Ansatz einer vom Ausweichhandeln ausgehenden figurativen Konfliktanalyse der Stadtgesellschaft wiederum selbst einordnen. Denn die Ausweich- und Konfliktinteraktionen, von denen hier die Rede war, sind Teil jener Platzierungspraktiken, von denen Löw spricht. Und ohne alltägliche kognitiv-diskursive Verknüpfungsleistungen, die von Löw hervorgehoben werden, kommen auch die im Rahmen der vorliegenden Expertise erörterten Interaktionsformen nicht aus. So ist bereits gesagt worden, dass Gruppenidentitäten im Medium des Ausweichens kognitiv und diskursiv (z. B. durch Schimpfklatsch) zugeschrieben werden. Dass schließlich auch Benennungspraktiken für die Ausweich- und Konfliktinteraktionen relevant sind, ist genauso evident. Denn Benennungen, von denen Löw spricht, sind zugleich auch Kategorisierungen von Gruppen, Räumen und ganzer Stadtgesellschaften, die, wie schon Simmel ausführte und die Sozialpsychologie noch immer inspiriert, soziale Grenzen und soziale Schließungen bewirken; nicht zuletzt auch im Falle der Stadtgesellschaft.

Mit diesem die Expertise beschließenden Blick auf Konvergenzen raumtheoretischer, konfliktsoziologischer und stadtsoziologischer Ansätze soll fürs Erste nur gesagt sein, dass der hier vorgelegte Ansatz, flüchtige und manifeste Ausweichinteraktionen in ihrem Zusammenhang mit urbanen Intergruppenkonflikten und Machtbalancen zu betrachten, keine einsame Anstrengung sein kann. Die bei mehr oder weniger flüchtigen Ausweichinteraktionen ansetzende figurative Konfliktsoziologie lernt vielmehr von anderen epistemologischen und konzeptionellen Ansätzen. Sie lernt von solchen, die den Raum respektieren, sie lernt aber auch von solchen, die den Raum und insbesondere seine mikrosozialen Grundlagen – zu denen eben auch flüchtige Interaktionen gehören – radikal ignorieren und eben darum scheitern. Sie lernt schließlich auch von der neuen Sensibilität für die Bedeutung des Flüchtigen, – eine Sensibilität, die sich in den Kultur- und Sozialwissenschaften gerade erst entwickelt. Ob der vorgelegte Ansatz dem Diskurs der Volatilität

eine konstruktive Wendung geben kann, ermisst sich daran, wie er mit bestimmten Herausforderungen fertig wird. So gilt es zunächst, der Versuchung zu widerstehen, das Flüchtige mit Hilfe konzeptioneller Taschenspielertricks, von denen eingangs die Rede war, vorschnell einhegen zu wollen (vgl. oben, Fn 13). Es gilt zudem, das Erkenntnisziel im Auge zu behalten, das darin besteht, neue oder bislang unerkannte Machtmuster und Dynamiken moderner Stadtgesellschaften insbesondere im Rahmen komparativer Forschungsdesigns zu entdecken und alte Muster der Über- und Unterordnung sowie der Ungleichheit auch in ihren neuesten Erscheinungsformen nicht zu übersehen. Die größte Herausforderung besteht aber darin, dem Flüchtigen und seinen Erscheinungsformen aus einer Alltagsperspektive zu folgen, seine Spuren, Homologien und Effekte zu studieren, ohne selbst flüchtig zu werden.

Literatur

- Alam, Yunis/Charles Husband (2006): *British-Pakistani Men from Bradford. Linking Narratives to policy*, Bradford: University of Bradford.
- Albrow, Martin/Eade, John/Dürschmidt, Jörg/Washbourne, Neil: (1997): *The Impact of Globalization in Sociological Concepts*. In: Eade, John (Hrsg.): *Living the Global City. Globalization as a Local Process*, London: Routledge, S. 19-35.
- Albrow, Martin (1996): *The Global Age. State and Society Beyond Modernity*, Stanford: Stanford University Press.
- Albrow, Martin (1997a): *Travelling beyond Local Cultures. Socioscapes in a Global City*. In: Eade, John (Hrsg.): *Living the Global City. Globalization as a Local Process*. London: Routledge, S. 37-55.
- Albrow, Martin (1997b): *Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt*. In: Beck, Ulrich (Hrsg.): *Kinder der Freiheit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 288-315.
- Anderson, Benedict (1991): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London: Verso.
- Anderson, Elijah (2011): *The cosmopolitan canopy*, New York: W.W. Norton & Co.
- Anderson, Elijah (2002): *The Ideologically Driven Critique*. *American Journal of Sociology* 107/2002, S. 1533–50.
- Appadurai, Arjun (2008): *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis and London: University of Minnesota Press.
- Asbrock, Frank/Lemmer, Gunnar/Becker, Julia/Wagner, Ulrich (2014): 'Who Are These Foreigners Anyway?' The Content of the Term Foreigner and Its Impact on Prejudice. In: *SAGE Open* 4, Nr. 2., S. 1-8.
- Beinstein, Judith (1975): *Small talk as social gesture*. *Journal of Communication* 25/1975, S. 147–154.
- Benjamin, Walter (1983): *Das Passagenwerk*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berking, Helmuth (1998): *Global Flows and Local Cultures. Über die Rekonfiguration sozialer Räume im Globalisierungsprozeß*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 8/1998, S. 381–392.
- Berking, Helmuth (2006a): *Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs*. In: Berking, Helmuth (Hrsg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, Frankfurt am Main: Campus, S. 7-24.

- Berking, Helmuth (2006b): Contested Places and the Politics of Space. In: Berking, Helmut/Frank, Sybille/Frers, Lars (Hrsg.): Negotiating urban Conflicts, Bielefeld: transcript, S. 29-40.
- Berking, Helmuth/Neckel, Sighard (1990): Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. In: Berger, Peter A./Hradil, Stefan (Hrsg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Göttingen: Schwartz, S. 481-500.
- Bhaba, Homi (1990): DissemiNation. Time, narrative and the margins of the modern Nation. In: Bhaba, Homi (Hrsg.): Nation and Narration, London: Routledge, S. 291-321.
- Blumenberg, Hans (1998): Paradigmen zu einer Metaphorologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bornschier, Volker (2008): Weltgesellschaft. Grundlegende soziale Wandlungen, Zürich: Loreto.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, angeeigneter und sozialer Raum. In: Wentz, Martin (Hrsg.): Stadt-Räume, Frankfurt a. M.: Campus, S. 25-34.
- Bourdieu, Pierre (1992): Homo academicus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bukow, Wolf- Dietrich/Heck, Gerda/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (Hrsg.) (2011): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft, Wiesbaden: VS.
- Collins, Randall (2000): Situational Stratification. A Micro-Macro Theory of Inequality. In: Sociological Theory 18/2000, S. 17–43.
- Collins, Randall (2004): Interaction ritual chains, Princeton: Princeton University Press.
- Coser, Lewis (1965): Theorie sozialer Konflikte, Neuwied and Berlin: Luchterhand.
- Coupland, Justine (2003): Small Talk. Social Functions. In: Research on Language and Social Interaction 36, Nr.1, S. 1-6.
- Dangschat, Jens (1995): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und als Bühne der Lebensstilisierung? Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: Schwenk, Otto G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Kulturwissenschaft und Sozialstrukturanalyse. Opladen: Leske & Budrich, S. 83-119.
- de Certeau, Michel (1988): The Practice of Everyday Life, Berkeley: University of California Press.
- Dirksmeier, Peter/Helbrecht, Ilse (2015): Everyday urban encounters as stratification practices. In: City 19, Nr. 4, S. 486-498.

- Döring, Jörn/Thielman, Tristan (Hrsg.) (2009): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Geisteswissenschaften*, Bielefeld: transcript.
- Dünne, Jörg (2006): Einleitung Teil IV. Soziale Räume. In: Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 289-303.
- Dürschmitt, Jörg (1995): *Individual Relevances in the globalized World City. An Analysis of extended Milieux under Conditions of (Micro)Globalization*, Bielefeld: Univ. Diss.
- Eckert, Roland/Willems, Helmut (2002): Eskalation und Deeskalation sozialer Konflikte. Der Weg in die Gewalt. In: Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John (Hrsg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 1457-1480.
- Elias, Norbert/Scotson, John L. (1965): *The Established and the Outsiders*, London: Cass.
- Essed, Philomena (1991): *Understanding Everyday Racism*, London et al.: Sage.
- Faber, Karl-Georg (1982): Macht, Gewalt. in: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Vol. 3, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 817-935.
- Faist, Thomas (2005): Social Space. In: Ritzer, Georg (Hrsg.): *Encyclopedia of Social Theory*, Thousand Oaks & London: Sage, S. 760-763.
- Fischer, Claude (1975): Toward a Subcultural Theory of Urbanism. In: *American Journal of Sociology* 80/1975, S. 1319-1341.
- Fischer, Claude (1981): The Public and Private Worlds of City Life. In: *American Journal of Sociology* 46/1981, S. 306-316.
- Fischer, Joachim/Delitz, Heike (2009): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Fukuyama, Francis (1992): *The End of History and the Last Man*, New York: Free Press.
- Fukuyama; Francis (1992): *Das Ende der Geschichte*, München: Kindler.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies of the routine grounds of everyday activities. In: Garfinkel, Harold: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs/New Jersey, Prentice-Hall: Oxford University Press, S. 35-75.
- Gaventa, John (1980): *Power and Powerlessness. Quiescence and Rebellion in an Appalachian Valley*, Oxford: Clarendon.
- Gist, Noel P./Halbert, Leroy A. (1948): *Urban society*. New York: Crowell.
- Goffman, Erving (1963): *Behaviour in public Spaces*, New York: Free Press.

- Goffman, Erving (1967): *Interaction Ritual. Essays in Face-to-Face Behavior*, Chicago: Aldine.
- Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis*, New York/Hagerstown/San Francisco/London: Harper.
- Goffman, Erving (2009): *Interaktion im öffentlichen Raum*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmenanalyse*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gouldner, Alvin (1971): *The Coming Crisis of Western Sociology*, London: Heinemann.
- Grodzins, Morton (1957): *Metropolitan Segregation*, Chicago: University of Chicago Press.
- Habermas, Jürgen (1973): *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hallsson, Fridrik (1989): *Die Lebenswelt der Bürger und die Todeswelt der Soldaten. Die klassische Frage der Militärsoziologie aus der lebensweltlichen Perspektive*, Bielefeld: Manuskript.
- Hallsson, Fridrik (1994): *Fremde in Deutschland. Untersuchungen zu den Grenzen und Möglichkeiten der Integration muslimischer Minderheiten. Ein Forschungsansatz*, Working Paper 206 der Fakultät für Soziologie, Forschungsschwerpunkt Entwicklungssoziologie, Bielefeld.
- Hallsson, Fridrik (1997): *Im Schatten der Globalisierung. Neue reale interethnische Integrationsmodelle*. In: Newsletter: Forschungsnetzwerk für ethnisch-kulturelle Konflikte, Rechtsextremismus und Gewalt (Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld), S. 37-57.
- Hallsson, Fridrik (1999): *Xenos und Zentrum. Grundagentheoretische Konzepte, Typen und Instrumente der Analyse interethnischer Beziehungen auf der Grundlage empirischer Untersuchungen der Kulturbegegnung in Keflavik/Island und in Frankfurt am Main und das Erklärungspotenzial einer qualitativen Einstellungsforschung*, Bielefeld: Dissertation.
- Harvey, David (1990): *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*, Cambridge: Blackwell.
- Hirschauer, Stefan (1999): *Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt*. In: *Soziale Welt* 50/1999, S. 221–46.

- Hoggart, Richard (1971/1957): *The Uses of Literacy. Aspects of Working Class Life*, London: Chatto and Windus.
- Horowitz, Donald L. (2001): *The Deadly Ethnic Riot*, Berkeley, Los Angeles and London: University of California Press.
- Husband, Charles/Alam, Yunis/Fomina, Joana/Hüttermann, Jörg (2014): *Lived Diversity. Space, Place and Identities in the Multiethnic City*, Bristol: Policy Press.
- Husserl, Edmund (1996): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, Hamburg: Meiner.
- Hüttermann, Jörg/Minas, Tino (2015): Mit der Straßenbahn durch Duisburg. Fallgestützte Anmerkungen zur Überzeichnung von Indifferenz in der Stadtforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 44/2015, S. 63-80.
- Hüttermann, Jörg (2000a): Der avancierende Fremde. In: *Zeitschrift für Soziologie* 29/2000, S. 275-293.
- Hüttermann, Jörg (2000b): Polizeialtag und Habitus: Eine sozialökologische Fallstudie. In: *Soziale Welt* 51/2000, S. 7-24.
- Hüttermann, Jörg (2000c): Polizeiliche Alltagspraxis im Spannungsfeld von Etablierten und Außenseitern. In: Heitmeyer, Wilhelm/Anhut, Reimund (Hrsg.): *Bedrohte Stadtgesellschaften*, Weinheim/München: Juventa, S. 497-550.
- Hüttermann, Jörg (2003): Policing an Ethnically Divided Neighborhood in Germany. Day-to-Day Strategies and Habitus. In: *Policing and Society* 13, Nr. 4, S. 381–97.
- Hüttermann, Jörg (2006): *Das Minarett. Zur politischen Kultur des Konflikts um islamische Symbole*, Weinheim/München: Juventa.
- Hüttermann, Jörg (2011): Moscheekonflikte im Figurationsprozess der Einwanderungsgesellschaft. Eine soziologische Analyse. In: Schiffauer, Werner (Hrsg.): *Migrationsreport 2010. Fakten – Analysen – Perspektiven*, Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 41-81.
- Hüttermann, Jörg (2015): Figurational Change and Primeordialism in a Multicultural Society. A Model Explained on the Basis of the German Case. In: Burchardt, Marian/Michalowski, Ines (Hrsg.): *After Integration. Islam, Conviviality and Contentious Politics in Europe*, Wiesbaden: Springer VS, S. 17-42.
- Irwin, John (1977): *Scenes*, Beverly Hills: Sage.
- Jacobsen, Astrid (1997): Ordnungs- und Unruhestifter. Ein privater Sicherheitsdienst beobachtet. In: Hirschauer, Stefan/Amann, Klaus (Hrsg.): *Die Befremdung der eigenen Kultur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 114-137.

- Keim, Karl-Dieter (1997): Milieu und Moderne. Zum Gebrauch und Gehalt eines nachtraditionalen sozialräumlichen Milieubegriffs. In: Berliner Journal für Soziologie 7/1997, S. 387-399.
- Keith, Michael (2005): After the cosmopolitan? London: Routledge.
- Laube, Stefan (2016): Nervöse Märkte. Materielle und leibliche Praktiken im virtuellen Finanzhandel, Berlin: De Gruyter.
- Leitner, Helga (2012): Spaces of Encounters. Immigration, Race, Class, and the Politics of Belonging in Small-Town America. In: Annals of the Association of American Geographers 102/2012, S. 828-846.
- Leongómez, Juan David/Mileva, Viktoria/Little, Anthony/Roberts, Craig (2017): Perceived differences in social status between speaker and listener affect the speaker's vocal characteristics. In: PLOS ONE 12, Nr. 6, S. 1-21.
- Lofland, Lyn (1973): A world of strangers. Order and action in urban public space, New York: Basic Books.
- Lofland, Lyn (1989): Social Life in the Public Realm. In: Journal of Contemporary Ethnography 17, Nr. 4, S. 453-482.
- Lofland, Lyn (1989b): Social Interaction. Continuities and Complexities in the Study of Non-Intimate Sociality. In: Journal of Contemporary Ethnography 17/1989, S. 453-482.
- Lofland, Lyn (1998): The public realm. Exploring the city's quintessential social territory, New York: Aldine de Gruyter.
- Löw, Martina (2001): Soziologie des Raumes, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1975): Macht, Stuttgart: Enke.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994): Liebe als Passion, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995): Social Systems, Stanford, CA: Stanford University Press.
- Lynd, Robert/Lynd, Helen (1929): Middletown. A Study in American Culture, New York: Harcourt, Brace & Co.
- Marcuse, Peter (2006): Die ‚Stadt‘ – Begriff und Bedeutung. In: Helmut Berking (Hrsg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt a.M.: Campus, 201-215.

- Mayer, Albert (1960): Russel Woods. Change without Conflict. In: Glazer, Nathan/McEntire, Davis (Hrsg.): Studies in Housing and Minority Groups. Berkeley: University of California Press, S. 198-220.
- Meissner, Fran/Vertovec, Steven (2015): Comparing super-diversity. In: Ethnic and Racial Studies 38, Nr. 4, S. 541-555.
- Messmer, Heinz (2003): Der soziale Konflikt. Kommunikative Emergenz und systemische Reproduktion, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Mönninger, Michael (1999): Stadtgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nassehi, Armin (1995): Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 47/1995, S. 443-463.
- Nassehi, Armin (2002): Dichte Räume. Städte als Synchronisations- und Inklusionsmaschinen. In: Löw, Martina (Hrsg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen: Leske + Budrich, S. 211-232.
- Nassehi, Armin (2016): Wer ist schuld am Rechtsextremismus? In: Süddeutsche Zeitung, 12. Dezember 2016.
- Piechulla, Walter/Mayser, Christoph/Gehrke, Helmar/König, Winfried (2002): Echtzeit-Fahrerbeanspruchungsschätzung. In: Hammwöhner, Rainer/Wolff, Christian/Womser-Hacker, Christa (Hrsg.): Information und Mobilität. Optimierung und Vermeidung von Mobilität durch Information, Konstanz: UVK, S. 365-368.
- Pitt-Rivers, Julian (1992): Das Gastrecht. In: Loycke, Almut (Hrsg.): Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins, Frankfurt a. M./New York, S. 17-41.
- Rawls, John (1993): Political Liberalism, New York: Columbia University Press.
- Robertson, Roland (1992): Globalization. Social Theory and Global Culture, London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage
- Ryave, Lincoln/Schenkein, James (1974): Notes on the Art of Walking. In: Turner, Roy (Hrsg.): Ethnomethodology. Selected Readings, Hammonds Worth, Middlesex: Penguin Education, S. 265-274.
- Sassen, Saskia (1994): Cities in a World Economy, Thousand Oaks: Pine Forge Press.
- Schabert, Tilo (1991): Die Welt der Stadt, München: Piper
- Scheler, Max (1980/1916): Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik, Bern/München: Francke.

- Schönwälder, Karen/Petermann, Sören/Hüttermann, Jörg/Hewstone, Miles/Schmidt, Katharina/Schmitt, Thomas/ Stolle, Dietlind/Vertovec, Steven (2016): Diversity and Contact. Immigration and Social Interaction in German Cities, London: Palgrave McMillan.
- Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schroeter, Klaus (2004): Figurative Felder. Ein gesellschaftstheoretischer Entwurf zur Pflege im Alter, Wiesbaden: DUV.
- Schütz, Alfred (1972): Der Fremde. In: Schütz, Alfred: Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Nijhoff, S. 53-62.
- Simmel, Georg (1992/1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Simmel, Georg: Gesamtausgabe, Band 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. [Teil-]Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 116-131.
- Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Simmel, Georg (1969a): The Sociological Significance of the 'Stranger'. In: Park, Robert/Burgess, Ernest W. (Hrsg.): Introduction to the Science of Sociology. Chicago: University of Chicago Press, S. 322-327.
- Simmel, Georg (1969b): Sociology of the Senses. Visual Interaction. In: Park, Robert/Burgess, Ernest W. (Hrsg.): Introduction to the Science of Sociology, Chicago: University of Chicago Press, S. 356-361.
- Simmel, Georg (2005): The Metropolis and Mental Life. In: Lin, Jan/Mele, Christopher: The Urban Sociology Reader, London and New York: Routledge, S. 23-31.
- Simmel, Georg (2009) [1908]: Sociology. Inquiries into the Construction of Social Forms, Leiden: Brill.
- Soja, Edward (1995): Postmoderne Urbanisierung. In: Fuchs, Gotthard/Moltmann, Bernd/Prigge, Walter (Hrsg.): Mythos Metropole. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 143-164.
- Soja, Edward (2009): Vom ‚Zeitgeist‘ zum ‚Raumgeist‘. In: Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld: transcript, S. 241-262.

- Stichweh, Rudolf (1992): Der Fremde - Zur Evolution der Weltgesellschaft. In: Rechtshistorisches Journal 11/1992, S. 295-316.
- Stichweh, Rudolf (2009): Kontrolle und Organisation des Raumes. In: Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld: transcript, S. 149-164.
- Tarde, Gabriel (2003): Die Gesetze der Nachahmung, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003.
- Tocqueville, Alexis de (1969): Der Alte Staat und die Revolution, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Tyrell, Hartmann (1976): Konflikt und Interaktion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 28, Nr. 2, S. 255-271.
- Varshney, Ashotosh (2002): Ethnic conflict and civic life. Hindus and Muslims in India, New Haven: Yale Univ. Press.
- Vertovec, Steven (1995): Managing cultural pluralism in European cities. In: Dacyl, Janina (Hrsg.): Management of Cultural Pluralism in Europe, Stockholm: Swedish National Commission for UNESCO and CEIFO, CEIFO Publication No. 63, S. 318-326.
- Vertovec, Steven (2012): Diversity and the Social Imaginary. In: European Journal of Sociology 53, Nr. 3, S. 287-312.
- Wacquant, Loïc (2002): Review Symposium. Scrutinizing the Street. American Journal of Sociology 107/2002, S. 1468–1532.
- Wacquant, Loïc (2010): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto, Konstanz: UVK.
- Warf, Barney/Arias, Santa (2009): The Spatial Turn. Interdisciplinary Perspectives, London & New York: Routledge.
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen: Mohr.
- Weck, Sabine (2017): 'Together apart' or 'apart together'? – Middle-class parents' choice of playgrounds and playground interactions in socially diverse neighborhoods. In: Social & Cultural Diversity (im Erscheinen).
- Wessendorf, Susanne (2014): Commonplace Diversity. Social Relations in a Super-diverse Context, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Whyte, William Foote (1981/1943): Street Corner Society, Chicago: University of Chicago Press.
- Wiley, Norbert F. (1967): The Ethnic Mobility Trap and Stratification Theory. In: Social Problems 15/1967, S. 147-159.

Wilson, Helen (2011): Passing propinquities in the multicultural city: the everyday encounters of bus passengering. In: Environment and Planning 43/2011, S. 634-649.

Wilson, William Julius (2009): More Than Just Race. Being Black and Poor in the Inner City. In: Poverty & Race 18, Nr. 3, S. 1-11.

Wirth, Luis (1938): Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology 44/1938, S. 1-24.

Zentrum für Antisemitismusforschung/Institut für Vorurteils- und Konfliktforschung e. V. (2014): Zwischen Gleichgültigkeit und Ablehnung. Bevölkerungseinstellungen gegenüber Sinti und Roma, Berlin: Antidiskriminierungsstelle.

Zick, Andreas/Hövermann, Andreas/Küpper, Beate (2011): Die Abwertung der Anderen, Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Zinnecker, Jürgen (2006): Grenzgänger. Denkfigur und Lebensweise der (Post)Moderne. In: Gebhardt, Winfried/Hitzler, Ronald (Hrsg.): Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart, Wiesbaden: VS, S. 140-156.

Über den Autor



Jörg Hüttermann

Jörg Hüttermann gehört dem Institut für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld seit 1996 an (mit z. T. mehrjährigen Unterbrechungen). Dort entwickelt und akquiriert er drittmittelfinanzierte Forschungsprojekte, die er selbst durchführt und/oder leitet. Seine meist ethnographisch ansetzenden Forschungen fokussieren insbesondere Konflikte und Intergruppenbeziehungen in den urbanen Räumen westlicher Einwanderungsgesellschaften. Er studierte Soziologie und Geschichte in Wuppertal, Bonn, Bielefeld und Madrid und promovierte im Jahr 1998 im Fachbereich Soziologie der Universität Bielefeld mit einer Milieustudie zum Thema *Islamische Mystik in Deutschland*. In den Jahren 2012 bis 2014 forschte er am Max-Planck-Institut zur Erforschung multiethnischer und multireligiöser Gesellschaften (MPI-MMG) Göttingen und von 2015 bis 2017 am Institut für Islamische Theologie (IIT) der Universität Osnabrück.

Das Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung (FGW)

Das Forschungsinstitut für gesellschaftliche Weiterentwicklung (FGW) wurde mit Unterstützung des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen im September 2014 als eigenständiger, gemeinnütziger Verein mit Sitz in Düsseldorf gegründet. Aufgabe und Ziel des FGW ist es, in Zeiten unübersichtlicher sozialer und ökonomischer Veränderungen neue interdisziplinäre Impulse zur gesellschaftlichen Weiterentwicklung zu geben und politische Gestaltungsoptionen für die Gewährleistung sozialer Teilhabe in einer sozial integrierten Gesellschaft zu entwickeln. Durch die Organisation innovativer Dialogformate und die Förderung zukunftsorientierter Forschungsprojekte will das Forschungsinstitut die Vernetzung von Wissenschaft, Politik und zivilgesellschaftlichen Akteur_innen vorantreiben und den zielgruppengerechten Transfer neuer Forschungsergebnisse gewährleisten.

Weitere Informationen zum FGW finden Sie unter: www.fgw-nrw.de

Der Themenbereich „Integrierende Stadtentwicklung“

Zentrale Aufgabe des Themenbereichs Integrierende Stadtentwicklung des FGW ist es, eine integrative Stadtpolitik auf der Grundlage eines sozial-räumlichen Lastenausgleichs in den genannten Themenfeldern zu unterstützen. Dabei ist das bereits vorhandene Handlungs- und Erfahrungswissen im Sinne einer integrativen Stadtpolitik zusammen zu führen, sind jeweils lokal dominante Spannungsfelder und Konflikte zu benennen und Möglichkeiten der Entwicklung aufzuzeigen. Die Ergebnisse dieser Arbeit fließen in einen übergeordneten Dialog zwischen Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft ein. Durch Forschungssynthesen, die Förderung kleinerer und größerer Projekte sowie die Förderung eines ressort- und fachübergreifenden Dialogs der an der Stadt- und Regionalentwicklung beteiligten Akteure will der Arbeitsbereich Stadtentwicklung dazu beitragen, eine gesicherte Wissensgrundlage z.B. für ein Monitoring integrativer Stadtentwicklungspolitik und damit einen gemeinsamen Bezugsrahmen einer integrativen Stadtentwicklungspolitik zu schaffen.

Weitere Informationen zum Profil und zu den aktuellen Aktivitäten des Themenbereichs finden Sie unter:

www.fgw-nrw.de/stadtentwicklung
